Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



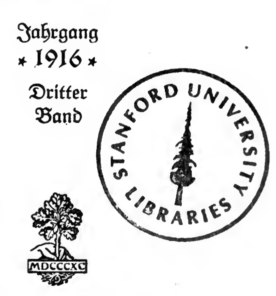
Zu der Erzählung „Christianes Traum" von Peter Robinson.
(S. 14)
Originalzeichnung von Rolf Winkler.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schrift-stellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *

Dritter
Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Christianes Traum

Von Peter Robinson

Mit Bildern von Rolf Winkler

Mein gesamtes Vermögen vermache ich zu gleichen Teilen meinen Schwesterkindern, nämlich: meinem Neffen Valentin Galleiske, hiesigem Magistratsekretär, den ich gleichzeitig zu meinem Testamentsvollstrecker bestimme, meiner Nichte Kornelia, geborenen Birnbacher, Ehefrau des Postsekretärs Paul Wendland allhier, und deren Bruder Albert Birnbacher, Hauptlehrer zu Kalbe an der Saale. Ein Legat von dreitausend Mark ist zu zahlen an meine Haushälterin Christiane Hüdepohl. August Bollmann."

So lautete das hinterlassene Testament. Am Tage nach dem Begräbnis stellte Magistratsekretär Galleiske fest, daß des verstorbenen Rentiers und früheren Maurermeisters August Bollmann Vermögen folgende Posten umfaßte: das Haus im Werte von vierunddreißigtausend Mark, ein Wertpapierdepot bei der Reichsbanknebenstelle im Betrag von ungefähr hunderteinundzwanzigtausend Mark und ein laufendes Guthaben von zweitausendfünfhundertvierunddreißig Mark und fünfundachtzig Pfennigen.

Zunächst zahlte Galleiske dreitausend Mark an Fräulein Christiane Hüdepohl aus, deren Hände zitterten, als sie die drei braunen Scheine in einem bis dahin nicht benützten, schön lackierten Ledertäschchen unbeholfen unterbrachte. Dieses Täschchen war das letzte Weihnachtsgeschenk ihres Brotherrn, in dessen Dienst sie seit ihrem achtzehnten Jahre getreulich wischte und scheuerte, kochte und briet. Und da sie weder Freundschaft, noch Verwandtschaft noch Bekanntschaft hatte, war sie nach und nach mit dem Gedanken vertraut geworden, das alles bliebe so bis ans Ende der Tage. Und nun sollte

sie mit ihren siebenundzwanzig Jahren auf einmal doch hinaus in eine ihr noch fremde Welt, der sie mit blauen Augen unter einem glatten blonden Scheitel völlig hilflos entgegenschaute. Wie ein aus dem Nest geworfener junger Vogel kam sie sich vor. Aber da half nichts; jetzt mußte geflogen werden. Und so weinte sie sich aus, vergaß, daß sie eigentlich noch ihren Lohn für den gegenwärtigen Monat zu beanspruchen hatte, packte ihre Sachen und zog ab.

Um die notwendige Auseinandersetzung zu erleichtern, schlug Magistratsekretär Galleiske seinen Miterben vor, er werde das Haus zu dem amtlichen Schätzungspreis von vierunddreißigtausend Mark erwerben. Der Hauptlehrer in Kalbe an der Saale war damit einverstanden, nicht aber Herr Postsekretär Wendland, der Gatte der geborenen Kornelia Birnbacher, der sechsunddreißigtausend Mark für den Mindestpreis erklärte. Daraufhin bewirkte der Testamentsvollstrecker die Versteigerung des Anwesens und erstand es für zweiunddreißigtausend Mark, was einen groben Brief des Hauptlehrers in Kalbe an der Saale an den Postsekretär zur Folge hatte. Auch alles Mobiliar des Verstorbenen erwarb Herr Galleiske, der eine Woche nach dem Zuschlag die alte Wohnung August Bollmanns im Obergeschoß bezog.

Die Tage des Herrn Magistratsekretärs Galleiske waren bisher schon in einem schönen Gleichmaß dahingezogen. Sein Beruf gab seiner Seele, ohne sie jemals aufwühlenden Erschütterungen auszusetzen, milde Befriedigung und gewährte seinem gedrungenen, von einem bebrillten Durchschnittskopf gekrönten Körper Gehalt und Pensionsanspruch. Diese angenehme Sicherstellung hätte ihn schon längst in den Stand gesetzt, eine Frau zu nehmen. Aber sein Herz hatte nie Gelegenheit gefunden,

sich bemerkbar zu machen, und sein Magen war kräftig genug, um ständig mit Gasthauskost fürliebzunehmen. Er war über die vierzig hinaus und durch Gewöhnung entschlossen, den Zustand des Alleinseins mit einer gewissen ängstlichen Furcht vor waghalsigen Änderungen beizubehalten. Er hatte ja auch vom Leben, was er in bescheidener Art verlangte. Jeden Wochenabend ging er an seinen Stammtisch und am Sonntagabend ins Stadttheater, zweiten Rang links, erste Reihe, Nummer 17.

Die Feuerpolizei verlangt bekanntlich, daß jedes Theater einen eisernen Vorhang hat, und daß diese bewegliche Schutzwand vor jeder Vorstellung sorgfältig geprüft wird. Diese anerkennenswerte Verfügung der Feuerpolizei ist es gewesen, die in Herrn Galleiskes Leben, wenn man den rechten Zusammenhang der Dinge betrachtet, bedeutende Veränderungen hervorrief. Denn als der Magistratsekretär eines Sonntagabends in das Theater kam, um sich von seinem gewohnten Platz — zweiter Rang links, erste Reihe, Nummer 17 — den „Barbier von Sevilla" vorführen zu lassen, da staute die Menge sich vor der Kasse, denn sie erhielt das Geld für ihre Eintrittskarten zurückgezahlt. Der eiserne Vorhang war, nachdem man ihn probeweise niedergelassen hatte, nicht wieder in die Höhe zu bringen.

Magistratsekretär Galleiske ließ sich gleichfalls sein Geld zurückgeben, wanderte heimwärts, kaufte sich in einem Geschäft der Nachbarschaft ein paar Flaschen Lagerbier und setzte sich zu Hause in die Sofaecke. Das Bier war aber nicht besonders gut und die ganze Sache etwas langweilig. Der Magistratsekretär beschloß, ausnahmsweise einmal ein Buch zu lesen. Es stand ja in seiner Wohnung ein kleiner Schrank mit Büchern aus der Hinterlassenschaft des Onkels August Vollmann.

Wie der in den Besitz eingebundener Presseerzeugnisse gekommen war, mochte der Himmel wissen; vielleicht hatte er sie einmal für ein sonst nicht einzutreibendes



Guthaben angenommen. Unter der überhaupt nicht großen Zahl der Bücher war das am meisten abgegriffene eine dicke Sammlung scherzhafter Anekdoten, betitelt: „Du sollst und mußt lachen!"

Mit ihr siedelte sich der Magistratsekretär von neuem in seiner Sofaecke an. Etwa eine halbe Stunde lang mochten seine Blicke bald langsamer, bald lebhafter, hier und da sogar etwas gierig über das Papier gelaufen sein, da stießen sie auf etwas Merkwürdiges. Auf dem freien Rand einer Seite standen, in den großen, derben, hier mit Blaustift gemalten Schriftzügen des verstorbenen Bollmann folgende Zeichen: B C B 1908 — 341/50.

Magistratsekretär Galleiske schüttelte den Kopf, besah sich wiederholt die rätselhafte Niederschrift erstaunt und nachdenklich, aber zuletzt kehrte er wieder zu seiner Witzsammlung zurück, die ihm so viel Anregung bot, daß er sich erst um ein Viertel vor zwölf Uhr erhob, um zu Bett zu gehen. Als ordnungsliebender Beamter stellte er das Buch in den Schrank, und wie er nun dabei noch einmal die Schätze seiner Bücherei durchmusterte, fielen ihm auf einer Querleiste des Schrankes wieder jene, diesmal mit Tinte aufgezeichneten Buchstaben und Zahlen in die Augen: B C B 1908 — 341/50.

Herr Galleiske holte seine Scherzsammlung „Du sollst und mußt lachen!“ wieder aus dem Schrank heraus und verglich. Richtig: hier in dem Buch und dort auf der Holzleiste war der Vermerk ganz gleich. Eine kleine Neugierde überkam ihn, was das wohl einstmals zu bedeuten gehabt hätte. Aber es war spät; er war müde, und schließlich — sein Anteil an den Angelegenheiten des Onkels Bollmann war mit der Besitznahme der Erbschaft erledigt. Und so legte er sich in sein einsames Bett, zog die Decke bis über den Mund, und jene Buchstaben und Zahlen verkrochen sich in irgend ein verstecktes Fach seines Gehirns.

Dort blieben sie liegen und verstaubten, bis sie fünf Wochen darauf urplötzlich wieder mit großem Nachdruck

hervorsprangen. Das geschah genau zwei Sekunden, nachdem Herr Magistratsekretär Galleiske in einer dienstlichen Obliegenheit die Zeile niedergeschrieben hatte: „— — und hinterlegt Lieferant als Sicherheit die Summe von zehntausend Mark in Pfandbriefen der Boden=Credit=Bank, Serie 1908, Nummer 47211 bis 20."

„Boden=Credit=Bank! — B. C. B.! — B. C. B.?" durchschoß es ihn. „August Bollmann, sollte er — —? August Bollmann, hat er vielleicht — —?"

Herr Galleiske sah auf die Uhr. Noch ein und eine halbe Stunde bis zur Mittagspause. Das mochte der Teufel aushalten, aber nicht ein Magistratsekretär. Herr Galleiske erklärte seinen Kollegen, ihm wäre auf einmal sehr übel geworden, nahm seinen Hut und lief auf die Reichsbanknebenstelle.

„Erlauben Sie," stellte er sich vor, „mein Name ist Galleiske, Magistratsekretär Valentin Galleiske. Ich bin der Testamentsvollstrecker des verstorbenen Herrn August Bollmann, der hier ein Depot hatte. Besaß er etwa zeitweilig Pfandbriefe der Boden=Credit=Bank?"

Die Bücher wurden aufgeschlagen, und da die Reichsbank auf Ordnung hält, konnte man feststellen, daß Herr August Bollmann vor drei Jahren zehn Pfandbriefe der Boden=Credit=Bank, Serie 1908, Nummer 341 bis 350 gekauft hatte. Aber in sein Wertpapierdepot waren sie nicht gekommen, sondern er hatte sie sich aushändigen lassen. Auch hatte er sie nicht wieder verkauft, wenigstens nicht durch die Reichsbanknebenstelle.

„Also zehn Pfandbriefe — zu je tausend Mark?" forschte Herr Galleiske.

„O nein, zu je fünftausend Mark," sagte der Beamte.

„Zu fünftausend Mark — zu fünftausend Mark? Ah so — ja ja, selbstverständlich!"

Der Magistratsekretär vergaß, sich für die freundliche Auskunft zu bedanken. Er wankte aus der Bank hinaus und in das nächste Speiselokal hinein. Setzen mußte er sich, in einen stillen Winkel. In sein Stammlokal hätte er heute doch nicht gehen können. Um Himmels willen, da hätte man ihm ja etwas angemerkt! Er ließ sich etwas zu essen geben und schlang es hinunter. Ganz ohne Appetit, aber er mußte doch Kräfte sammeln, ganz gehörige Kräfte sogar, um nicht zu erlahmen, nicht auf halbem Wege liegen zu bleiben, auf dem mühseligen Wege zu August Bollmanns Pfandbriefen.

Herr Galleiske meldete sich krank, blieb zu Hause und durchstöberte drei Tage lang alles, was von August Bollmanns Papieren noch vorhanden war. Aber nur eines konnte er unbezweifelbar feststellen: das Kapital von über hunderteinundzwanzigtausend Mark, das Bollmann seinen drei Erben hinterlassen, war schon lange vorher dagewesen, ehe er jene Pfandbriefe gekauft hatte, die schönen Pfandbriefe der Boden-Credit-Bank, Serie 1908, Nummer 341 bis 350. Aber wo waren die geblieben? Oder die entsprechende Summe Geldes? Die einen oder das andere, ganz gleich was, aber eines mußte sich herbeischaffen lassen!

Magistratsekretär Galleiske kämpfte in sich einen schweren Kampf aus. Der Verstand, der kühl die Möglichkeiten abwägende Verstand rang mit dem seine Hoffnungen weit steckenden Herzen. Aber das Herz unterlag, und während es blutete, wanderte Herr Galleiske zu seiner Base und Miterbin Kornelia, geborenen Birnbacher, der Gattin des Postsekretärs Wendland. Die war ihm noch böse, weil er damals das Haus nicht für sechsunddreißigtausend Mark gekauft hatte. Aber jetzt horchte sie doch auf. Und dann konnte sie nur den Kopf

schütteln. Nein, der Onkel August Bollmann hatte es nie für nötig gehalten, sie mit seinen Angelegenheiten vertraut zu machen, so nötig das, wie man jetzt leider sehen müßte, auch gewesen wäre. Fünfzigtausend Mark, Herrgott noch mal, ganze fünfzigtausend Mark waren da spurlos verschwunden! Postsekretär Wendland sah die Sache fast so an, als hätte der verstorbene Onkel das Geld verbrecherisch unterschlagen. Vierzehn Tage lang saßen er, seine Gattin und Magistratsekretär Galleiske jeden Abend bis Mitternacht beieinander und pflogen angestrengtester, fast gesundheitschädlicher Beratung. Des Herrn Albert Birnbacher, Hauptlehrers zu Kalbe an der Saale, wurde dabei mit keinem Wörtchen Erwähnung getan. Aber endlich entschloß man sich doch, nach dem letzten Strohhalm zu greifen und an ihn zu schreiben. Umgehend kam die Antwort. Der Hauptlehrer war erstaunt und bestürzt. Nein, auch er konnte nicht den leisesten Fingerzeig geben. In einer Nachschrift hieß es: „Vielleicht empfiehlt sich Nachfrage bei der Haushälterin des Verstorbenen, die ja mehr mit seinen Eigenheiten bekannt sein muß.“ —

Als Christiane Hüdepohl damals in die Welt hinausgehen mußte, hatte sie bei einer freundlichen Witwe Kost und Wohnung gefunden. Dort hatte sie stillgesessen und nachgedacht, wie sie nun mit diesem Leben, das ihr auf einmal bedenklich schwer erschien, am besten den Kampf aufnehmen könnte. Als die freundliche Witwe erfuhr, daß für diesen Kampf eine Kriegskasse von dreitausend Mark bereitstand, erbot sie sich sofort, als Verbündete den Feldzug mitzumachen. Christiane nahm aufrichtig dankbaren Herzens diesen Antrag an. Sie fand es auch selbstverständlich, daß die Verbündete sofort den Oberbefehl an sich riß. Ein Milchgeschäft wurde

eröffnet. Das ist aber keine leichte Sache. Während die Milch sogar lief, nämlich zusammen, wollte das Geschäft nicht einmal gehen. Christiane, die sich nur noch von nicht verkaufter Ware nährte, bekam außer saurer Milch auch bittere Sorgen zu schmecken. Und nun tauchten urplötzlich noch Frau Kornelia Wendland und Herr Magistratsekretär Galleiske bei ihr auf und stürzten sie in die gräßlichste Aufregung.

Ob der selige Herr Bollmann, war ihre Frage, irgendwelche Beziehungen zu irgendwelchen Leuten gehabt hätte, denen er eine größere, nein, eine sehr große Summe Geldes zugewendet haben mochte? — Nein, davon war Christiane Hüdepohl wahrhaftig nichts bekannt. Ob er auf irgend einer Bank wohl noch Geld hinterlegt hätte, vielleicht unter anderem Namen? erkundigte sich Herr Galleiske. Oder ob er vielleicht die Gewohnheit gehabt hätte, an irgendwelchen geheimen Orten Geld zu verstecken? forschte Frau Kornelia Wendland.

Nein, von solchen Dingen hätte sie wirklich keine Ahnung. Die Untersuchungskommission zog wieder ab und ließ sie bei ihrer sauren Milch in Wirrnis, Aufregung und Rätseln.

Und dann, ja dann geschah das ungeheuer Merkwürdige. Am nächsten Morgen, gerade als Frau Postsekretär Wendland für ihren Gatten ein Butterbrot mit Schinken und ein solches mit Käse in hierfür trefflich geeignetes Zeitungspapier einwickeln wollte, da erschien bei ihr Christiane Hüdepohl, abgehetzt, atemlos, aber doch mit sorglich geglättetem Scheitel.

Ach Gott doch, weil doch die Herrschaften gestern so nach Geld gefragt hätten, was mit dem seligen Herrn zusammenhänge, da müßte sie nun schnell etwas erzählen. Einen Traum hätte sie heute nacht gehabt,

einen seltsamen Traum. Den seligen Herrn Bollmann hatte sie gesehen. Im Schlafrock war er auf den Boden des Hauses gegangen, mitten in der Nacht. Eine Küchenlampe hatte er gehabt. Und eine Hacke und eine Maurerkelle und Mörtel. Und dann hatte er Steine aus der Mauer gelöst und in die Öffnung gelegt, viel Geld. Und nachher alles wieder zugemauert. Und schließlich hatte er ihr noch einmal freundlich zugenickt. Und dann war sie aufgewacht. —

Frau Postsekretär Wendland wickelte das Frühstücksbrot nicht ein, ihr Gatte ging nicht aufs Postamt, Herr Galleiske fehlte auf dem Rathaus. Alle drei überwachten vielmehr mit gierigen Augen zwei Maurer, die unter dem Versprechen hohen Tagelohns herbeigeholt waren und das Mauerwerk auf dem Boden des ehemals Bollmannschen, jetzt Galleiskeschen Hauses untersuchen mußten. Sie sahen, sie fühlten, sie klopften, sie bohrten, — halt, da, dicht neben dem großen Balken, der in der Mauer aus dem Erdgeschoß heraufstieg, da klang es hohl. Die Hacken hieben ein, die Steine fielen — da war ein Kästchen, und darin lagen die zehn Pfandbriefe! *)

Leider ließ sich die Entdeckung nicht verschweigen. Die Maurer erzählten die Geschichte weiter, sie kam sogar in die Zeitung. Drei Tage lang verkaufte Christiane Hüdepohl ihren ganzen Milchvorrat aus und konnte wieder einmal etwas festere Nahrung genießen. Die Neugierigen drängten sich in ihrem Laden. Aber das war ja ein Wunder, ein wirkliches Wunder, sagten alle jene, die dafür waren, daß der nüchterne Verstand sich nicht unverschämt in alles hineinmengen soll. Unsinn! Die Geschichte ist doch ganz einfach und klar, meinten

*) Siehe das Titelbild.

dagegen die Kühlen, Aufgeklärten. Irgendwie ist der alte Herr Bollmann einmal auf den an und für sich verrückten Gedanken gekommen, jene Pfandbriefe einzumauern. Der Balken aber, neben dem er das Versteck wählte, lief ein Stockwerk tiefer im Zimmer der Haushälterin Hüdepohl dicht an ihrer Schlummerstätte vorbei, und in ihren Schlaf drang das Geräusch der arbeitenden Spitzhacke. Ihr Gehirn hatte das unbewußt in sich aufgezeichnet, und nun, nach langer Zeit, angeregt durch die aufregenden Fragen der Frau Kornelia Wendland und des Herrn Galleiske, hatte es diese Aufzeichnungen zu einem Traum geformt. So und nicht anders war es! Aber konnte der alte Mann nicht außerdem noch beträchtliche Summen in anderen Verstecken untergebracht haben?

„Ja, so und nicht anders ist es gewesen!" sagte sich auch Magistratsekretär Galleiske, nachdem er mit Frau Wendland und dem Hauptlehrer aus Kalbe an der Saale die fünfzigtausend Mark mit jener schönen Ehrlichkeit geteilt hatte, zu der sich der verständige Mensch aufschwingt, wenn ihm nichts anderes übrigbleibt. Aber auch er setzte hinzu: „Wer weiß, wieviel Onkel Bollmann, dieser nächtlich auf Schleichwegen wandelnde Geizhals, sonst noch beiseite gebracht hat."

Aus dieser Erwägung zog Herr Galleiske seine Folgerungen.

Wie ein Giftmörder, der sich das Mittel zu seinem scheußlichen Verbrechen verschaffen will, sah der Magistratsekretär an jenem dunklen Abend aus, als er sich heimlich und verstohlen in einem kleinen Drogenladen, wo ihn niemand kannte, ein großes Stück Bimssteinseife kaufte. Aber die brauchte er nun einmal. Er mußte doch seine Hände am Morgen wieder in einen für seine

Amtsarbeit geeigneten und unverdächtigen Zustand bringen. Das ging aber wirklich nur mit Bimssteinseife, denn Nacht für Nacht übte Herr Galleiske unbeholfen, aber eifrig das Maurerhandwerk aus, um noch ein etwaiges Versteck zu entdecken.

Leider blieben alle seine Bemühungen erfolglos. Darum entwarf er einen neuen Feldzugsplan. Christiane Hüdepohls Milchgeschäft war gerade geschlossen worden, als der Schatzsucher an die Tür klopfte. Ein Bankerott war es nicht gewesen, sondern eine anständige Auflösung. Aber gerade darum war das Geld nun auch wirklich alle. Doch war dies nicht der Grund, der Christiane freudig ja sagen ließ, als der Herr Magistratsekretär sie fragte, ob sie vielleicht die Obliegenheiten einer Haushälterin bei ihm übernehmen möchte. O nein, sie tat es, weil sie in ihr altes Nest zurückkehren durfte.

Mit Freudentränen zog sie ein und bereitete gleich am ersten Abend ihrem neuen Herrn ein schönes Gericht, Spiegeleier mit Bratkartoffeln. Zu ihrem Kummer aß Herr Galleiske wenig davon, aber er bestand darauf, daß seine neue Haushälterin alles verzehrte. Bei ihm dürfe nichts umkommen, bemerkte er. Im stillen dachte er sich: Wenn man abends viel ißt, schläft man unruhig und hat mancherlei Träume, und träumen sollte Christiane. Am nächsten Morgen erkundigte sich Herr Galleiske bei Christiane, wie sie denn geschlafen hätte. Ob sie vielleicht etwas Schönes geträumt hätte? Christiane hatte auffallenderweise nichts geträumt.

Was für reichliches Essen es doch bei Herrn Galleiske gab! Namentlich die Abendmahlzeiten waren schwer und üppig. Jeden Morgen erschien der Magistratsekretär am Kaffeetisch mit einem Ausdruck des Spähens, Lauerns, dringlichen Erwartens. Stets hatte Christiane

nichts geträumt. Zum mindesten wußte sie sich dessen nicht zu erinnern.

Auf Herrn Galleiskes Stirn begann sich eine Grübel=falte zu bilden. Angestrengt ging er mit sich zu Rate. Träume sind, überlegte er, eine sehr häufige Erscheinung



des Seelenlebens. Jeder Mensch träumt mehr, als er überhaupt weiß. Die meisten Träume sind eben zu wenig nachhaltig; am Morgen hat man sie schon ver=gessen. Ja, wenn der Schläfer mitten in der Nacht ge=weckt würde — oh, dann könnte er erzählen. Oder noch besser: unmittelbar nach einem Traum müßte der Schläfer geweckt werden. Man kann es einem Schlafen=

den doch sehr wohl ansehen, wenn ihn ein Traum befällt. Eine leichte Unruhe läuft über sein Gesicht, als wollten sich die Lider im nächsten Augenblick öffnen, der Atem geht schneller und in kurzen Stößen, die Arme zittern ein wenig, bei schwereren Träumen bewegt sich sogar der ganze Körper. Alles dieses ließ sich an einem Schlafenden beobachten. Aber freilich, man mußte die Gelegenheit dazu haben. Und die Berechtigung! Als Herr Galleiske an diesem Punkt angelangt war, wußte er, was er zu tun hatte.

An einem Sonntag war es, beim Nachmittagskaffee mit Kuchen, da richtete Magistratsekretär Galleiske nicht ohne Bewegung an Christiane Hüdepohl die Frage, ob sie wohl seine Frau werden wollte. Christiane schlug die blauen Augen nieder und senkte den glatten blonden Scheitel. Herrn Galleiske fiel es auf, daß sie eigentlich hübsch war, sanft und lieb, und ihm kam das wie eine ganz unerwartete Zugabe vor, an der er mit einem Male eine ihm selbst merkwürdig erscheinende Freude empfand, die sich da irgendwo in einem nicht recht überwachten Innerlichkeitswinkel regte. Es hatte nicht in seiner Absicht gelegen, ein wenig vor Vergnügen rot zu werden. Aber er wurde es doch, als Christiane ja sagte. Welch ein Glück für sie, nun immer hier in dem alten Hause bleiben zu dürfen!

Als das Aufgebot zum ersten Male in der Morgenzeitung stand, fiel auf dem Frühstückstisch des Herrn Postsekretärs Wendland eine Tasse mit Malzkaffee um.

„Das haben wir uns doch gedacht!" sagten der Herr Postsekretär und seine Gattin fast gleichzeitig. Dieser Galleiske, dieser Schurke, dieser heimtückische Schleicher, er wollte Christianes Träume für sich ausnützen! Aber nein, seine Schliche und Listen sollten zuschanden

werden. Wehe dir, Galleiske! Wehe des Tages, wenn die Häscher kommen und dich fortführen werden, wenn sie dich vor Gericht stellen werden wegen Entwendung verborgen gewesener Vermögensstücke aus dem Nachlaß



des Rentiers und ehemaligen Maurermeisters August Bollmann!

Der Herr Postsekretär und seine Gattin gingen hin und taten, was sie sich schon vorher in Stunden des Planens und Sinnens vorgenommen hatten: sie mieteten gerade gegenüber dem ehemals Bollmannschen, jetzt Galleiskeschen Hause eine seit längerer Zeit leer stehende Wohnung, zogen sofort ein, opferten sogar die letzte

Vierteljahrsmiete für ihre alte Wohnung. Für die Vorderfenster der neuen aber wurden ganz fein gemusterte dünne Vorhänge angeschafft, die den Einblick von außen verwehren, hinter denen aber ein Beobachter gänzlich unauffällig Posten fassen, scharf ausschauen und auf verdächtige Dinge beim Gegenüber achten kann. —

Magistratsekretär Galleiske heiratete. Wirklich und wahrhaftig, was sich dieser an der herkömmlichen Blütezeit der Leidenschaften durch den Trottelgang ängstlicher Gewöhnung und die Furcht vor unliebsamen Wagnissen sicher vorbeigeführte Junggeselle nie gedacht hatte, geschah, er fühlte sich doch erhöht, gehoben, ja ausgezeichnet, als an seiner Seite Christiane Hüdepohl mit sanfter Stimme das entscheidende Ja sprach. Mit einer ihm selbst schämig erscheinenden Zärtlichkeit führte er die junge Frau an seinem unbeholfen gebogenen Arm heim. Oho, das war noch ein Arm, auf den sich ein anderes Wesen stützen konnte! Wenn man auch dreiundvierzig Jahre alt war, man hatte sich doch noch zur rechten Zeit auf sich selbst besonnen und auf seine Schuldigkeit gegen sich. Mochten auch die ehemaligen Stammtischgenossen spöttisch die Achseln zucken und grinsen und Loblieder anstimmen zum Preise des Junggesellentums und der Ehelosigkeit, das war ja weiter nichts als Neid, gewöhnlicher, gemeiner Neid.

Wohl dem, der sich beneidet fühlt! Valentin Galleiske fühlte sich so wohl, daß ihm erst nach acht Tagen etwas einfiel, was ihm eine Hauptsache gewesen, nun aber in seiner Bedeutung etwas herabgedrückt worden war, Christianes Träume. Er befragte sie darüber. Christiane hatte nichts geträumt. Mit leichtem Rot auf den Wangen gab sie diese Auskunft. Und dieses Rot gefiel dem Gatten sehr.

Dann vergingen gar drei Wochen, bis er daran dachte, daß er ja auf Christianes Verhalten im Schlaf hatte aufpassen wollen. Ordentliche Mühe mußte er sich geben, bis nach Mitternacht in seinem Bett wach zu bleiben. Aber als er sich dann forschend über seine junge Frau beugte, wurde sie munter und fragte besorgt, warum er denn nicht schlafen könne, und ob ihm etwas fehle.

Herr Galleiske empfand über sein Vorhaben ehrliche Reue. Wie konnte er seine liebe Frau nur so stören! August Bollmanns versteckte Schätze waren nunmehr für ihn endgültig erledigt. Im Ernst, redete er sich ein, hatte er an ihr Vorhandensein überhaupt nicht geglaubt. Er antwortete ausweichend und gewöhnte sich immer mehr an den Gedanken, daß die Traumforscherei keinen Zweck habe. Daß er geheiratet, kam ihm trotzdem vernünftig vor und eröffnete ihm Möglichkeiten des Glücks und der Zufriedenheit, die er früher nie geahnt hatte, er, der armselige Junggeselle, der er gewesen war. — —

Herr Postsekretär Wendland und seine Gattin bekamen blasse Gesichter. Ja, man beraubt sich nicht ungestraft der Nachtruhe, und diejenigen Anstrengungen schaden dem Menschen am meisten, die ihm keinen Erfolg bringen. Wer aber nicht ausharrt, wird auch nicht gekrönt, und deshalb ließ das Ehepaar immer noch zweimal nachts den Wecker schnarren, um aufzuspringen und über die Straße nach dem Galleiskeschen Hause zu spähen.

Über ein Jahr war seitdem verflossen, da weckte Frau Postsekretär Wendland eines Nachts ihren Gatten mit einem heftigen Stoß. Drei Uhr war es, und drüben blinkte Licht, mattes Licht hinter zugezogenen Fenstervorhängen. Sollte wirklich —? Hob der Verbrecher

dort den endlich entdeckten Schatz? Notdürftig eingehüllt schlichen die beiden über die Straße, zu lauschen und auszukundschaften. Da klappte die Tür, und sie hatten gerade noch Zeit, sich an die Hausmauer zu drücken, um nicht von Herrn Galleiske gesehen zu werden, der einen



nächtlichen Besucher hinausgeleitete. Es war der Herr Sanitätsrat, der links um die Ecke wohnte, und der nun zu dem Magistratsekretär sprach: „Also, jetzt legen Sie sich ruhig schlafen! Es ist alles gut abgelaufen. Die Frau Schmidt wird schon aufpassen, und morgen komme ich noch mal und sehe nach der jungen Mutter und dem Stammhalter."

Die Haustüre fiel zu, und der Herr Postsekretär und seine Frau konnten wieder über die Straße zurückschleichen. Herr Galleiske aber ging auf leisen Zehen die Treppe hinauf, ließ sich von der wackeren Frau Schmidt sagen, daß seine Frau jetzt schlafe, und dann noch einmal ein eingewickeltes Lebewesen zeigen, das ihm ganz ungemein gefiel. Und ihm war, als sei ihm jetzt wirklich ein nie erwarteter Schatz beschert worden.



Ich gab mein Leben!

Roman aus dem Jahre 1914 von Henriette v. Meerheimb

(Fortsetzung)

Kracht empfand Brittas Zurückbeben und gab sie frei. „Verzeih," bat er beschämt. „Ich liebe dich zu sehr."

Ihre Augen gingen ins Weite. Wenn ein anderer Mund diese Worte zu ihr gesprochen hätte! Nicht denken! Nur nicht denken ...

„Ich komme mit nach Karwinden, obwohl ich toll aussehe." Kracht strich über seine abgeschabte Jagdjoppe. „Deine Tante wird das entschuldigen, nicht wahr, Britta?" Ihr Rufname, das vertrauliche Du ging ihm glatt und leicht von den Lippen. „Jetzt herrschen Ausnahmezustände."

„Ja!" Mehr brachte sie nicht heraus.

Aber das störte Kracht nicht. Er sprach und erzählte eifrig weiter, bis sie auf dem Hof von Karwinden waren.

Ein Pferd wurde von einem Ulanen auf und ab geführt.

„Mein Vetter Joachim ..." sagte Britta. Sie wurde blaß.

„Es kann ja auch Jobst sein," widersprach Kracht.

„Nein, ich kenne das Pferd. Es ist Karmen, die ich so oft geritten habe. Achims Kommen bedeutet etwas."

„Na ja, daß er sich nach seiner Mutter umsehen will," meinte Kracht gemütlich.

„Nein, das brächte ihn nicht her," antwortete Britta so leise, daß Kracht die Worte nicht genau verstand.

Britta klopfte der Stute den schlanken Hals, streichelte die weichen rosa Nüstern. „Du, wirst du mich nie wieder tragen, du? Weißt du noch unsere schönen Ritte, Karmen?"

„Ist der Herr Rittmeister im Schloß?" fragte Kracht.

„Zu Befehl, Herr Baron. Herr Rittmeister wollen nicht absatteln lassen, sondern gleich zurückreiten. Die Mobilmachungsorder wird stündlich erwartet." Der Ulan grinste übers ganze Gesicht.

„Kommen Sie!" sagte Britta kurz zu Kracht.

Er folgte ihr. Der nasse Saum ihres Kleides ließ eine feuchte Spur, seine mit Schlamm bedeckten Stiefel große Schmutzflecke auf den Steinstufen der Treppe und dem blanken Parkett der Vorhalle zurück.

Im Salon saß Frau v. Königstein neben ihrem Sohn Joachim. Sie hielt seine Hand. Beim Eintreten des Paares sahen sie erstaunt auf.

Britta ging, ohne Joachim zu beachten, auf Frau v. Königstein zu. „Tante, ich habe mich mit Herrn v. Kracht verlobt," sagte sie ganz ruhig.

„Britta, Kind, ist's denn wirklich wahr?"

„Ja, es ist glückliche Wahrheit," bestätigte Kracht. „Der drohende Krieg brachte wohl die Sinnesänderung bei meiner lieben Braut zustande." Sein Gesicht glänzte in so ehrlicher Freude, daß Frau v. Königstein ihn im stillen aufrichtig bedauerte, weil sie die wahren Beweggründe ihrer Nichte sofort erriet. Sie legte den Arm um Brittas Hüfte. „Ich kann das nicht so schnell fassen, Kind. Aber du hast eine gute Wahl getroffen. Lieber Herr v. Kracht, Sie wissen, daß ich stets auf Ihrer Seite stand."

Joachim war auch aufgestanden. Ein eigentümlicher Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

„Ihr Brautstand wird kurz sein, Herr v. Kracht," sagte er. „Ich bin herübergeritten, um meiner Mutter zu sagen, daß der Krieg erklärt ist. Ich reite sofort wieder zurück."

„Dann muß ich auch nach Schmedkallen," antwortete Kracht. „Von meinen Leuten wird ein großer Teil mitziehen müssen. Und wir, unser Regiment meine ich, rücken wohl auch in wenigen Tagen aus?"

„Sicher."

„Wäre es nicht möglich, noch vorher zu heiraten?" bat Kracht. „Sieh mal, Britta, als meine Frau kannst du in Schmedkallen bleiben, hast eine ganz andere Stellung. Überlege es dir, aber rasch — die Zeit drängt!"

„Ich kann nicht!" Das klang so gequält, daß er nicht weiter in sie drang. — „Gnädige Frau, dürfte ich einige Worte mit Ihnen allein sprechen?"

Frau v. Königstein öffnete die Tür zu ihrem Schreibzimmer. Jedenfalls wollte Kracht ihr noch irgend eine Bestimmung über sein Vermögen zu Brittas Gunsten mitteilen und mochte nicht, daß das junge Mädchen das mitanhörte.

Britta und Joachim blieben allein. Den Blick zu Boden gerichtet, verfolgte Britta ein hin und her hüpfendes Sonnenfleckchen auf dem blanken Parkett anscheinend mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Warum hast du das getan, Britta?" fragte Joachim nach einer Weile leise. „Sag mir die Wahrheit, warum?"

„Warum?" Sie warf den Kopf zurück. „Um von Karwinden fortzukommen."

„So, nur deswegen! Du bist voreilig gewesen, Britta. Du konntest wirklich den Krieg erst abwarten."

„Was ändert der Krieg an meinem Leben?"

„Nun, wenn ich falle und nicht wiederkomme, ist auch das Hindernis fortgeräumt, das dir den Aufenthalt in Karwinden unmöglich macht."

„Wenn du fällst, ist auch mein Leben zu Ende," antwortete sie leidenschaftlich. „Hast du Todesahnungen?

Sei barmherzig und sprich sie nicht aus. Das ertrage ich nicht."

„Kind, wir setzen jetzt alle unser Leben ein. Wir werden bis an die äußerste Grenze unserer Kraft ringen müssen, um die Wahrheit der Worte zu beweisen: ‚Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.' Beweise auch du das, Britta. Dir vertraue ich mein mutterloses Kind an. Kann ich dir noch einen größeren Beweis meiner Hochachtung, meines Vertrauens geben?"

„Mutterlos? Kommt Isabel jetzt nicht zurück?"

„Nein. Herbert ist mutterlos."

„Achim, was soll das heißen?"

„Das soll heißen —" In seinen dunklen Augen flammte der Zorn. „Daß ebenso wie Englands Politiker unser deutsches Vaterland verraten und betrogen haben, ich auch von meiner englischen Frau schmählich betrogen worden bin. Hier — dieses Telegramm erhielt ich heute früh. Meine Mutter soll jetzt noch nichts davon wissen. Sprich mit niemand darüber."

Britta faltete das geknitterte Blatt auseinander und las: „Lady Isabel hat ohne Vorwissen ihrer Familie mit Mr. Fitz James Lord Donalds Haus verlassen." Britta ließ die Hand mit der Depesche sinken. Ihr Gesicht war schneeblaß. Sie wagte nicht, Joachim anzusehen.

Er nahm ihr das Blatt fort und verwahrte es in seiner Brusttasche. „Warum soll ich mich beklagen?" sagte er mit kühler Ruhe, die Britta tiefer ins Herz schnitt, als es der bitterste Vorwurf getan hätte. „In diesem Kriege gebe ich jedem Feinde Pardon, der darum bittet, nur keinem Engländer. Für mich ist von heute an jeder Engländer ein verächtlicher Verräter, dem der Tod gebührt. In diesem Kampf gegen England trage

ich meinen ganzen persönlichen Haß mit hinein. Möchte es doch ein Zufall geben, daß auch meine Abrechnung mit Mr. Fitz James auf den Schlachtfeldern beglichen werden kann!"

„Und dann, wenn ihr gesiegt und England den Fuß auf den Nacken gesetzt habt?" Eine Hoffnung sprang in ihrem Herzen auf, eine Hoffnung, die sie sich selbst kaum einzugestehen wagte, die aber ihr Herz stürmisch schlagen ließ.

„Über diesen Krieg hinaus kann man nicht denken," antwortete er ernst. „Jedes Einzelschicksal versinkt und löst sich im Ganzen auf. Ich bin nur noch Soldat und ziehe frohmütig den Säbel für meinen Kaiser, der nur den Frieden wollte und nun vielleicht zu einem der blutigsten Kriege gezwungen wird, den die Welt jemals gesehen hat."

Britta schwieg erschüttert. Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Dies ist unser Abschied, Britta. Wenn ich dich auch vielleicht noch öfter sehe — dies ist doch der Abschied. Gott behüte dich, und du behüte mein Kind."

Ohne ihr Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, ohne sich noch einmal umzusehen, ging er hinaus. Sie hörte ihn nach seinem Pferde rufen und gleich darauf den hart klappenden Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes.

Als Frau v. Königstein mit Kracht wieder in den Salon trat, stand Britta noch immer regungslos auf derselben Stelle.

„Wo ist Joachim?" fragte die Mutter.

„Fortgeritten."

„Ohne mir lebewohl zu sagen! Freilich, ich fahre morgen früh nach Pedkuhnen zu meinen Jungen." Frau v. Königsteins Stimme zitterte ein bißchen. „Die

kurze Zeit bis zum Ausrücken müssen wir uns noch täglich sehen. Dann gibt's hier genug zu tun."

„Ja, Tante."

Kracht nahm Brittas Hand. Sie zog sie schnell fort. „Britta, willst du's nicht noch einmal überlegen?" bat er.

„Was?" Ein lichtes Rot zog über ihr Gesicht.

„Mit der Hochzeit — eine Kriegstrauung."

„Welcher Gedanke! Nein, ganz gewiß nicht!"

Das klang so schroff abweisend, daß er sie erstaunt ansah. Wirklich, ihre Stimmungen wechselten mit unbegreiflicher Schnelligkeit. „Morgen komme ich jedenfalls, wenn auch nur für kurze Zeit," versprach er.

Frau v. Königstein antwortete freundlich. Britta sagte gar nichts, sie war wie geistesabwesend.

„Etwas liebenswürdiger hättest du dich auch von Kracht verabschieden können," schalt Frau v. Königstein, als der Bräutigam sichtlich enttäuscht fortgegangen war.

„Ach, Kracht — was geht Kracht mich an?" entgegnete Britta ungeduldig.

„Was der dich angeht! Vor einer Stunde hast du dich mit ihm verlobt!"

„In einer Stunde kann sich viel ändern. Hätte ich das gewußt, was ich jetzt weiß —" Ihre dunkelblauen Augen unter den schweren Lidern strahlten die Tante triumphierend an. „Dann hätte ich mich ganz gewiß nicht mit ihm verlobt."

„Du sprichst in Rätseln, Britta. Was soll denn das nun wieder heißen?"

„Tante, frage nicht weiter; ich darf dir nichts sagen. Wenn der Krieg zu Ende ist, wirst du alles erfahren — und jetzt mach kein trauriges Gesicht. Mir ist, als ginge ich auf Wolken: eine große Zeit bricht an, schrecklich und

schön, mit allen Glücksmöglichkeiten einer wunderbaren Zukunft!" Sie breitete beide Arme weit aus.

„Übergeschnappt bist du," sagte Frau v. Königstein halb im Scherz und halb im Ernst.

— — — — — — — — — — — — — —

Festtäglich heiter lag die kleine Garnison Pedkuhnen im goldenen Sonnenglanz. Die Musikkapelle spielte auf dem Marktplatz. Bürger, Damen aus der Gesellschaft und Offiziere, schon in feldgrauen Uniformen, spazierten umher.

Aus froher Zuversicht und tiefem Ernst gemischt war die Stimmung des ganzen deutschen Volkes, nachdem die Mobilmachungsorder eingetroffen war und alle Gemüter von dem furchtbaren Druck befreit hatte, der seit der Mordtat von Sarajewo auf allen lag. Die Bekanntmachung des Kriegszustandes war dem deutschen Volke nicht genug gewesen; es hatte die Mobilmachung schleuniger erhofft. Wie konnte es wissen, daß die Lügner an der Newa immer noch dem Deutschen Kaiser Friedensliebe vorheuchelten?

Aber diese Mobilmachungsorder kam doch noch rechtzeitig genug, um die höllischen Pläne der Feinde, im letzten Augenblick noch, zu vereiteln.

Mit einer Einmütigkeit sondergleichen scharte sich das deutsche Volk um seinen Kaiser. Eine heilige Begeisterung, erhabene Zuversicht und die eisenfeste Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben, erfüllten alle.

In Pedkuhnen herrschte eine froh begeisterte Stimmung. Von allen Dächern wehten Fahnen, von dem Turm der Kirche, aus jedem Fenster, von allen Balkonen hingen sie herunter und bauschten sich im Winde wie weite Frauenkleider. Als die Ulanen ihre Reitermärsche beendet hatten und „Die Wacht am Rhein" anstimmten,

sang alles mit, was auf den Straßen ging und stand, jung und alt, hoch und niedrig, Offiziere in ihren feldgrauen Uniformen, junge Mädchen in weißen Kleidern und Rosenhüten, alte Mütterchen mit schweren Körben am Arm und die Gassenjungen, die Fäuste tief in den Taschen ihrer geflickten Höschen ...

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall."

Auch Britta sang laut mit. Sie stand, den kleinen Herbert an der Hand, zwischen bekannten und unbekannten Menschen auf dem Gehsteig, dicht an ein Haus gedrückt da. Ihre Stimme schwebte laut und voll empor über alle anderen.

„Wie jubelnd Sie singen, liebes Fräulein Genthe," sagte eine Dame neben ihr: Frau v. Wachter. „Nun freilich, Sie können gut singen; Sie haben weder einen Mann noch einen Bruder, der mitzieht."

„Nein — ich habe weder einen Vater, noch einen Mann ... oder einen Bruder." Britta hob den Kleinen hoch. „Da, Bübchen, sieh, da geht der Papa; ruf laut hurra!"

Das dünne Kinderstimmchen verklang in dem allgemeinen Getöse. Die Ulanen packten ihre Instrumente ein. Alles schwirrte durcheinander. Die Damen Seyfried kamen auf Britta zu. Eine sprach sie an. Aber Britta verstand nichts. Berta Seyfried hatte dickverweinte Augen. Fräulein v. Bodmer, die an ihrem Arm hing, sah dagegen seelenvergnügt aus. „Der Krieg ist zu schön," lispelte sie. „Nun brauchen wir keine Kaution. Lothar und ich können schnell heiraten."

„Du Allmächtiger, solch ein Kindskopf!" stöhnte Frau v. Seyfried. „Der furchtbare Krieg ist Ihnen

wohl nur ein angenehmes Mittel, um heiraten zu können? Wenn Ihr Lothar nun fällt, was dann?"

„Ach bewahre; der fällt nicht! Ich vertraue auf Gott und unser Glück."

„Eigentlich müßten wir alle so denken," meinte Frau v. Wachter. „Ihre Frau Tante, Fräulein Genthe, muß auch ihre beiden Söhne hergeben. Was sagt die denn?"

„Stolz ist sie," antwortete Britta kurz.

„Freilich — aber es ist doch alles so schwer." Frau v. Wachter zog das Taschentuch.

Da winkte sich Britta den Fähnrich v. Reibnitz heran, der eben mit unsäglichem Stolz über den Marktplatz ging. „Hallo, lieber Reibnitz, wie geht's?"

Mit langen Schritten kam er über den Fahrdamm zu ihr. „Als Leutnant geht's in den Krieg! Vor fünf Minuten habe ich von dem Kabinettsbefehl erfahren." Das hübsche, blonde Gesicht unter der schiefsitzenden grüngrauen Mütze strahlte vor Glück. „Gott, was ist das Leben schön, wenn man neunzehn Jahre alt, eben Leutnant geworden ist und in den Krieg ziehen darf! Dazu Sonnenschein und lauter hübsche Mädchen mit teilnehmend-freundlichen Augen um einen herum."

Die Turmuhr schlug zwei. Britta verabschiedete sich schnell. Um die Zeit sollte sie ja mit den Vettern und der Tante in der „Traube" essen. Es mochte noch ohne „Pauke" gehen; denn in Pedkuhnen gab's keine Entfernungen. Als sie in die kleine Seitengasse, in der das Gasthaus lag, einbiegen wollte, fühlte sie sich plötzlich von hinten umfaßt. Erschrocken drehte sie sich um und sah in Mays blasses, verstörtes Gesicht.

„Britta, hilf mir! Ich stehe hier schon so lange. Ich sah Jobst vorüberreiten. Aber er sah mich nicht oder wollte mich nicht sehen ..." Jetzt liefen große

Tränen aus den blauen Augen und tropften auf den Strauß schwerduftender blasser Rosen, die sie in der Hand hielt. „Da, die Rosen aus unserem Garten, die sollte er zum Abschied haben."

Britta fühlte ihren Zorn über Mays Schwäche schwinden beim Anblick des zarten, vergrämten Gesichtchens mit den tiefen, violetten Schatten unter den großen Augen. „Er wollte dich nicht sehen! Dummes Zeug! Jobst liebt dich mehr denn je. Komm herauf, sprich dich mit ihm aus; jetzt oder nie hast du dein Schicksal in der Hand. Laß einmal alle Bedenken fahren und tue, um was er dich bitten wird!"

„Um was denn, Britta?"

„Um eine schnelle Heirat, Kriegstrauung! Fräulein May v. Rütger und Leutnant Jobst v. Königstein — May, du Glückliche! Sieh, so reißt dieser Krieg alle Grenzen und Schranken nieder und eint, was getrennt war!"

„Er wird mich gar nicht mehr wollen."

„Nein, wahrscheinlich nicht. May, du bist ein Schaf. Aber das schadet nichts; für Jobst hast du Verstand genug. Joachim muß schon mehr Ansprüche machen."

„Wie bist du nur heute, Britta?"

„Wie denn?"

„Ich weiß nicht — so fremd und sonderbar aufgeregt."

„Ach, Unsinn! Faß Herbert mit an; er ist müde. So, Liebling, wir sind gleich da beim Papa und der Großmama. Nur noch die Treppe, zwanzig Stufen. Eins, zwei, drei — zähl du!" Das Kind zählte leise mit, aber immer nur bis zu drei, dann fing es wieder von vorne an.

Brittas Gestalt verdeckte die kleine, zarte May. Im

ersten Augenblick sah Jobst sie gar nicht. Aber als er sie entdeckte, stieß er einen lauten Jubelschrei aus und faßte sie in seine Arme. „Du Süße, Böse — also endlich! Siehst du, darauf hab' ich nur gewartet und gedacht: wenn sie jetzt nicht kommt, wo's in den Krieg geht, dann wird's nichts mehr mit uns beiden. Aber nun ist alles gut!" Er nahm ihr den Hut ab und umfaßte den blonden Kopf mit beiden Händen. Sie kam kaum zur Besinnung.

„Ach, Jobst, ewig lange waren wir getrennt, und nun sehen wir uns nur, um Abschied zu nehmen."

„Nichts da!" Jobst führte seine Braut, deren Hand er nicht losließ, zu Frau v. Königstein. „Mutter, ich muß mich mit May trauen lassen. Und dann bleibt sie bei dir in Karwinden, ja?"

„Ja, das ist das beste."

Was hätte Frau v. Königstein nicht bewilligt, um ihren Söhnen noch eine Freude zu machen?

„Aber mein Vater —" wandte May schüchtern ein. „Er ist jetzt in so guter Arbeitsstimmung." Sie sah Jobst flehend an, weil sie einen Zornesausbruch befürchtete.

Aber der lachte nur. „Und ich bin in so guter Heiratsstimmung ... Kinder, jetzt ist das Militär Trumpf. Wir Soldaten gehen mit unseren berechtigten Ansprüchen vor, nicht wahr, Mutter?"

„Das meine ich auch, mein guter Junge. May, in Pedkuhnen könnt ihr doch nicht bleiben; die Stadt soll möglichst schnell geräumt werden."

„Wo soll mein Vater hin?"

„Auch zu uns nach Karwinden. Das Haus ist groß genug. Stille und Ruhe findet er da zum Schreiben."

„May, mein erster Befehl als Ehemann lautet: Du

rührst keine Schreibmaschine an, solange ich fort bin," sagte Jobst zu May.

Sie drückte sich eng an ihn. „Nein, Liebster, gewiß nicht. Ich habe genug Briefe an dich zu schreiben. Und deiner Mutter möchte ich helfen. Der erste Teil von Vaters Werk ist auch endlich fertig und liegt beim Verleger."

„So — na, da wird er wohl noch 'ne ganze Weile liegen bleiben. Jetzt druckt kein Mensch philosophische Bücher. Unsere Philosophie ist das Schwert. Und nun komm, Kleines, schnell, damit du mir nicht wieder abschwenkst. Mutter, wartet nicht mit dem Essen, aber hebt uns etwas auf. Ich bin bald mit May zurück. Vielleicht bringen wir sogar meinen verehrten Herrn Schwiegervater mit. Nichts ist unmöglich jetzt."

Hand in Hand gingen Jobst und May durch die sonnedurchglühten engen Gassen. Die Luft flimmerte vor Hitze und Staub. Niemand wunderte sich über die Zärtlichkeit der beiden. In diesen Tagen staunte man über nichts mehr. Menschen, die sich kaum kannten oder wenig mochten, sprachen freundlich zusammen, Fremde schüttelten sich teilnehmend die Hände, Frauen erzählten einander, wie viele geliebte Söhne oder Enkel sie ins Feld ziehen lassen mußten. Ein großes Band gleichen Hoffens, gleichen Fürchtens umschlang alle. Schranken, die der menschliche Hochmut, die menschliche Dummheit erbauten, fegte der Kriegssturm fort. Wenigstens in diesen ersten Tagen war es so ...

Das kleine Haus des Herrn v. Rütger lag ebenso grämlich wie sonst in dem verwilderten Garten da.

May wußte, daß ihr nervöser Vater es nicht liebte, daß man an seine Tür klopfte. Sie ging deshalb mit Jobst geradezu in das Arbeitszimmer hinein.

Herr v. Rütger saß wie immer an seinem Schreibtisch. Vor ihm lag ein dickes, sorgsam verschnürtes Paket in grauer Pappe. May erschrak bei diesem Anblick. Sollte das Manuskript zurückgesandt worden sein?

Herr v. Rütger nickte Jobst flüchtig zu. Ihn beschäftigte augenscheinlich etwas so vollkommen, daß er sich über das plötzliche Erscheinen des jungen Offiziers, dem er das Haus verboten hatte, weder wunderte noch ärgerte. Mit unruhig zitternder Hand hielt er seiner Tochter einen offenen Brief hin.

„Lies mir den vor, May! Meine Augen sind heute schlechter als sonst. Ich kann keinen Sinn in den Sätzen finden." Seine Stimme klang wie von Angst gewürgt.

„Soll ich laut lesen, Vater?" fragte May mit einem Blick auf Jobst.

„Jawohl, laut, laut und schnell." Seine Hände tasteten nach dem Manuskript, das er streichelte wie eine Mutter ihr Kind, dem man unrecht tut.

Gehorsam faltete May den Brief auseinander und las:

„Sehr verehrter Herr!

Anbei erfolgt Ihr Manuskript mit Dank zurück. Das Verlangen des Publikums nach philosophischen Auseinandersetzungen ist nie sehr groß. In dieser Zeit ist es völlig erkaltet. Der Buchhandel wird während des Krieges schwer zu leiden haben; daher kann ich mich zur Annahme des Manuskripts unter keiner Bedingung entschließen. Auch abgesehen von den jetzigen ungünstigen Zeitläuften, halte ich das Werk, in dem ja viel Arbeit und Wissen steckt, nicht zur Buchausgabe geeignet. Es dürfte nur bei einem sehr kleinen Leserkreis Beachtung finden. Als Ganzes ist es nicht einheitlich, stellenweise weitschweifig und oft verworren. Nach gründlicher

Durcharbeitung ließen sich vielleicht einige Kapitel für eine wissenschaftliche Zeitung verwenden.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Dr. Martin Weber."

May ließ den Brief sinken. Sie wagte nicht, ihrem Vater ins Gesicht zu sehen. „Das ist doch nur ein Verleger," sagte sie endlich leise. „Es gibt noch andere."

Herr v. Rütger schüttelte den Kopf. „Doktor Weber ist der einzige Verleger, der solche Werke herausbringt und sich für den Erfolg einsetzt. Er gilt als Autorität auf dem Gebiet. Wenn man erfährt, daß er mein Buch zurückwies, nimmt es ein anderer Verleger ganz gewiß nicht. Wie hieß die Stelle in dem Brief: ‚Das Werk ist nicht einheitlich, stellenweise weitschweifig und verworren ... Nach gründlicher Durcharbeitung ließe sich vielleicht einiges für eine Zeitschrift verwenden ...'" Er lachte bitter auf. „Mein ganzes Leben lang habe ich an diesem Buch gearbeitet. Die Vorstudien allein kosteten viele Jahre. Und das einzige Ergebnis ist solch ein vernichtendes Urteil!" Sein Kopf sank auf die Brust. Etwas so hilflos Verzweifeltes, Gebrochenes lag in seiner Haltung, daß auch Jobst Mitleid fühlte, obwohl ihm in dieser Zeit der Jammer über das Nichterscheinen eines Buches kleinlich vorkam.

„Herr v. Rütger, es ist gewiß auch in die Stille Ihres Arbeitszimmers gedrungen, daß wir in einen Krieg gegen Rußland, Frankreich und England verwickelt sind. Ja? Na, dann hören Sie mal zu! May und ich heiraten nämlich, bevor ich ausrücke. Morgen vor- oder nachmittag findet die Kriegstrauung statt. Ich lade Sie ergebenst dazu ein. Am nächsten Morgen muß ich fort. Bitte, machen Sie May keine Schwierig-

keiten weiter. Die hat sich bisher aufgeopfert, und nun soll doch nichts ihr vorläufig kurzes Glück verkümmern, nicht wahr?"

May legte beide Arme um des Vaters Hals. „Lieber, bester Vater, sag ja!"

Herr v. Rütger schob sie zurück. „Tu, was du willst," antwortete er bedrückt. „Ich kann nicht verlangen, daß du noch weiter mit an einem Werk arbeitest, das keinen Wert haben soll und nicht in Druck zu bringen ist."

„Nun wollen wir nicht mehr von dem Buch sprechen," schlug Jobst vor. „Das findet sich alles, wenn der Krieg zu Ende ist. Dann gehen wir zusammen auf Verlegersuche. Vorläufig heiraten May und ich mal erst. Sie aber, Herr v. Rütger, bitte ich, mit meiner Frau während des Krieges nach Karwinden zu ziehen. In Pedkuhnen ist's nicht sicher."

„Das gilt mir gleich. Hier habe ich meine Bücher —"

„Und die sind Ihnen mehr wert als Ihre Tochter? Nee, so haben wir nicht gewettet. Tun Sie, was Sie wollen, aber May geht nach Karwinden. Meine Frau stelle ich nur in den Schutz meiner Mutter. Und nun vergessen Sie heute Ihre Sorgen, Bücher und Verlegernöte, kommen Sie mit uns und seien Sie vergnügt!"

Der alte Herr war nicht zu überreden. Schon der Gedanke, sich umziehen, durch sonnenhelle Straßen gehen, fremde und bekannte Menschen sehen zu müssen, bedrückte ihn.

„Na, dann rücken Sie wenigstens Mays Taufschein und die anderen notwendigen Papiere heraus," sagte Jobst endlich ungeduldig. „Ich will nicht länger stören, lieber unten im Gärtchen auf May warten. — Dank,

Herr v. Rütger, und auf hoffentlich gesundes Wiedersehen!"

Nessel und Goldlack wucherten durcheinander in allen Ecken des Gartens. Das Heliotropbeet in der Mitte der runden Rasenfläche duftete schwer. In die dumpfe, heiße Stille drang das Geräusch der Lastwagen, die langsam, mit knarrenden Rädern über die Landstraße zogen. Weiße, wogende Sandwolken wallten auf und versanken.

Jobst kam es lange vor, in Wirklichkeit war kaum eine halbe Stunde vergangen, als May ihm mit einem kleinen Handkoffer entgegenkam.

„Papa ist nicht aus dem Haus zu bringen, aber er erlaubt, daß wir heiraten, und daß ich in der Stadt bei deiner Mutter bleibe."

„Und morgen abend bleibst du bei mir, May! Diese Tage sind unser. Niemand soll uns auch nur eine Sekunde wegstehlen. Mir gehörst du jetzt, mir ganz allein."

— — — — — — — — — — — — —

In der schlanken gotischen Kirche war's kühl und still. Durch die bunten Glasscheiben fielen die Strahlen der Abendsonne, huschten über den grauen Steinboden und zitterten in den weißen Falten der Brautkleider. Vier Kriegstrauungen zu gleicher Zeit! May und Jobst, Anni v. Bodmer mit ihrem Leutnant v. Bessel und zwei brave Köchinnen mit ihren Unteroffizieren standen vor dem Altar. Anstatt der Myrtenkränze trugen die Bräute frische Blumenranken im Haar. Auch Schleier hatte man so schnell nicht beschaffen können.

Ein Kinderchor sang, sicher und metallklar, wie nur Knaben singen.

„So nimm denn meine Hände
Und führe mich —"

May hob ihre sanften Augen zu Jobst auf, an dessen Arm sie die Treppenstufen der Kirche hinabstieg. „Wie schön Pastor Brenner gesprochen hat!“

„Hat er? So, das freut mich. Ich habe gar nicht aufgepaßt,“ gestand Jobst. „Die ganze Zeit über ängstigte ich mich, mir könnte vielleicht aus Versehen die dicke Auguste angetraut werden. Verwechslungen sind nicht ausgeschlossen.“

„Jobst, mußt du immer Unsinn machen?“

„Ja, Süße, heute mehr wie je — heute bin ich so glücklich ...“

„Und morgen?“ Ein Zittern überlief sie. Morgen früh kam der Abschied.

„Morgen bin ich erst recht glücklich und stolz, May, stolz über die Maßen.“

„Warum denn so stolz, Jobst?“

„Weil es mir so gut geht. Ich liebe das Leben unendlich. Ich habe eine herrliche Mutter, eine wundervolle Heimat und die schönste, süßeste Frau. Siehst du, und das darf ich alles einsetzen für meinen Kaiser und mein Vaterland. Darauf bin ich stolz.“

Die schlanke Gestalt in der fahlgrauen Uniform reckte sich noch höher. Die braunen Augen lachten. Ein Leuchten lag auf dem jungen, kühnen Gesicht. „Lache mit mir, May — ja, so ist's recht. Das Leben ist zu wunderschön!“

„Wie lange noch? O Gott, wie lange wirst du's noch wunderschön finden dürfen?“ mußte sie denken. Aber sie sprach es nicht aus; heute sollte nichts seine frohe Stimmung trüben. Auch morgen früh wollte sie ihn ohne Tränen gehen lassen.

Der Wirt von der „Traube“ fühlte sich sehr geehrt, daß das Hochzeitsmahl in seinem Hause stattfinden

sollte. Schön und sehr sauber konnte er seine Räume in der kurzen Zeit nicht herstellen. Aber mit Blumen, Tannengrün und frischem Laub ließ sich manches verdecken.

Alles, was zu bekränzen war, wurde grün umwunden, Rosen wurden über das ganze Tischtuch gestreut.

Außer dem jungen Ehepaar nahmen nur Frau v. Königstein, Joachim, Britta und Herr v. Kracht an dem Essen teil. Herr v. Rütger ließ sich entschuldigen. Es sei wirklich nicht Unversöhnlichkeit, er könne aber in seiner Gemütsstimmung nicht unter frohe Menschen gehen.

„Adernverkalkung," brummte Jobst vor sich hin, ohne sich besonders zu beunruhigen. Auch May fand sich mit des Vaters Fernbleiben ab.

Das junge Paar sah sehr hübsch aus an dem festlich gedeckten Tisch: May im weißen Kleid aus dünnem indischen Mull, einen schmalgewundenen Kranz aus Levkojen in dem ährenblonden Haar. Daneben sein schmales, braunes Rassegesicht mit den lachenden dunkeln Augen.

„So gut könnten wir's auch haben," grollte Kracht, der trotz Brittas Widerspruch auf Frau v. Königsteins ausdrücklichen Wunsch zugegen war.

„Er ist dein Bräutigam und gehört zu uns," hatte Frau v. Königstein ernst gesagt.

„Ach ja, ich vergesse immer ganz, daß ich mit ihm verlobt bin."

„Du bist eine sonderbare Braut."

Trotz dieser Mißbilligung der Tante kümmerte sich Britta während des Essens nur um den kleinen Herbert, der neben ihr saß, und den sie allein versorgte. Kracht gab nach einigen vergeblichen Versuchen die Unterhaltung auf und sprach überhaupt nicht mehr mit ihr.

Gleich nach dem Essen brachen Jobst und May auf. Der Abend war wunderschön und warm. Sie wollten noch einen Spaziergang in den Wald oder durch die Felder machen, ganz gleich wohin. Den Mond wollten sie aufgehen, die Sterne strahlen sehen.

Die junge Frau setzte nur ihren Kranz ab und den Hut auf. Das war alles.

„Leb wohl, Mutter, liebe, gute, einzige Mutsch!" Jobst legte den Arm um Frau v. Königstein und seinen hübschen, dunkeln Kopf gegen ihren. „Ich danke dir für alles, Mutsch, für das ganze wunderschöne Leben."

Sie strich ihm über das Gesicht. „Mein Kleiner, mein Jüngster, mein Sonnenschein, mein guter, lustiger Jobst, Gott behüte dich!"

„Nicht weinen, Mutsch, bitte!"

Sie schluckte tapfer die Tränen hinunter. „Nein, mein Kind, ich will nicht weinen. Ich bin ja so stolz auf meine Jungen. Das war ich immer."

„Wir wollen dir Ehre machen, Mutsch."

„Das weiß ich, und nun geh, deine May wartet. Morgen früh nicke ich dir noch einmal zu, wenn du abreitest."

„Ja, Mutsch, das tue!"

Von der Tür aus winkte er mit der Hand, lachend, strahlend, glücklich. Frau v. Königstein lächelte, wie nur Mütter lächeln können ... mit dem Schwert in der Brust.

Als die Tür hinter ihm zugefallen war, lehnte sie sich einen Augenblick in die Polster des harten Roßhaarsofas zurück und schloß die Augen ...

Eine Hand strich leicht über ihre Stirn. „Mutter!" Sie sah auf. Joachim saß neben ihr. Sie waren

beide allein im Zimmer. Britta mit dem Kleinen und Herr v. Kracht hatten leise das Zimmer verlassen.

„Du, mein geliebter Junge? Ich bin sehr schwach. Achim, es tut so weh. Aber ich darf euch nicht das Herz schwer machen. Wenn ihr fort seid, will ich meine Pflicht tun: euch die Heimat bewahren, wenn ich kann."

„Ja, Mutter, das wissen wir. Was bist du uns gewesen unser Leben lang ... Mutter, Vater, Freundin, Heimat — alles. Danken kann ich nicht wie Jobst. Mir fehlen die Worte. Aber bei allem, was mich getroffen hat im Leben und noch treffen wird, da hab' ich immer gedacht: Du hast ja deine Mutter, auf die du dich verlassen kannst, die dir helfen wird."

„Achim, das ist das Schönste, was du mir sagen konntest, der herrlichste Dank. Ach, was reden wir überhaupt von Dank? Zu danken habe ich für solche Söhne. Meine geliebten Jungen!"

„Mutter, ich will ganz still bei dir sitzen, so den Kopf an deiner Schulter ... Ja, das tut gut. Sprich nichts. Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß ich noch bei dir bin. Laß mir deine Hände, deine lieben, gütigen Mutterhände."

Eine Zeitlang blieb alles still in dem kleinen Zimmer. Eine matte Sommerfliege summte. Von den Obstbäumen des Gärtchens fiel ab und zu eine frühreife Frucht mit dumpfem Aufschlag auf den Grasplatz.

„Mutter, daß mein Kind nie so wie ich heute bei seiner Mutter sitzen kann, nie ihre Hände in Dankbarkeit fassen, sich daran halten darf, das ist das Traurigste," sagte Joachim plötzlich leise und wehmütig. „Was Isabel mir getan hat, wiegt leicht dagegen. Aber daß sie ihrem Kind das Schönste und Heiligste aus dem Leben strich,

Liebe und Ehrfurcht vor der Mutter — das ist unverzeihlich."

„Vielleicht kam dein Brief nicht in ihre Hände. Oder man ließ sie nicht fort."

„Mutter, du weißt das letzte noch nicht. Ich telegraphierte, als ich den Krieg für unvermeidlich hielt, an Lord Donald, er solle Isabel sofort abreisen lassen, und bekam die telegraphische Antwort, daß Isabel ohne Vorwissen ihrer Verwandten mit Mr. Fitz James das Haus verlassen habe."

„Wer ist Mr. Fitz James?"

„Isabels Verehrer und ein Engländer. Damit ist alles gesagt."

„Du sprichst sehr bitter, Achim. Wer telegraphierte dir das?"

„Das Telegramm trug keine Unterschrift. Vermutlich Lord Donald selber."

„Weiß noch jemand außer dir und mir davon?"

„Nur Britta."

„So — Britta! Woher weiß die es denn?"

„Ich sagte es ihr."

„Wann?"

„Am Tage ihrer Verlobung mit Kracht."

„Dann wird mir manches klar," sagte Frau v. Königstein nachdenklich. „Achim, ich glaube nicht daran."

„Woran glaubst du nicht, Mutter?"

„Ich glaube nicht, daß Isabel dir untreu ist. Sie mag aus irgend einem Grunde abgereist sein, vielleicht wirklich mit diesem Mr. Fitz James. In England herrschen darin freiere Sitten. Aber daß sie dich hintergangen hat, glaube ich nicht. Isabel ist eigensinnig, eitel, herrschsüchtig, aber nicht falsch und verdorben. Du tust ihr unrecht."

„Weshalb dann dieses Telegramm?"

„Vielleicht wollen ihre Verwandten euch auseinanderhalten. Achim, denke über Isabel nach. Sie ist deine Frau. Du mußt sie besser kennen als ich. Und doch bleibe ich dabei, du irrst."

„Mutter, du bist zu gut und rein. Du kannst das nicht fassen. Mir wird's auch schwer. Wenn man aber jahrelang dieses frevelhafte Spielen mit der Sünde ansah, dann denkt man anders."

„Achim, wünschest du nicht, daß ich recht habe?" Sie sah ihm forschend ins Gesicht.

Er gab den Blick ernst zurück. „Um Isabels willen wünsche ich es," sagte er ruhig. „Aber Mutter, gerade in diesen Tagen ist mir unerbittlich klar geworden, welche Kluft zwischen mir und meiner Frau gähnt. Ich hätte es in dieser Zeit der stolzen Erhebung unseres ganzen deutschen Vaterlandes, in der man sich mit Begeisterung ganz als Deutscher fühlte, kaum ertragen können, eine Engländerin um mich zu haben. Eine Engländerin, die über alles Traurige, was uns begegnet, sich freuen muß, die ihrem Verrätervolk den Sieg über uns wünscht."

„Bist du nicht ungerecht gegen Isabel, weil sie eine Engländerin ist? Achim, sie ist die Mutter deines Kindes. Vergiß das nicht."

„Nein. Aber du behältst Herbert. Liefere ihn nicht aus! Auch wenn Isabel darum bittet. Niemals soll mein Kind nach England kommen, nie von unseren Feinden erzogen werden. Versprich mir das, Mutter."

„Das will ich dir versprechen, Achim. Es ist dein gutes Recht, das zu bestimmen. Aber wenn Isabel nach Deutschland kommt, was dann? Dann kann und darf ich sie nicht hindern, ihr Kind zu sehen."

„Sie wird nicht kommen. Du hast ja die Depesche

gelesen." Jetzt glühte doch Haß und Zorn in seinen Augen auf.

„Ich kann nicht glauben, daß die Frau meines Sohnes sich so tief erniedrigt hat."

Er lachte bitter. „Für den englischen Hochmut ist jeder hergelaufene Mister mehr als ein deutscher Edelmann. Wenn wir ihnen ihren Eigendünkel, ihren Eigennutz, der die Welt zum Spielball ihrer Gewinnsucht, ihrer Geldgier machen möchte, austreiben könnten!"

„Laß in dieser Abschiedsstunde Haß und Groll beiseite, Achim. Sieh mich noch einmal mit deinen lieben, guten Augen an. Ja, so ist's recht. Und nun noch eins. Was ist zwischen dir und Britta? Ich bin deine Mutter, und sie ist mir auch lieb wie ein eigenes Kind."

„Mutter, darauf kann ich dir nicht antworten," sagte er nach einer Weile mit schwerer Stimme. „Ich habe geglaubt, es sei nur eine Aufwallung des Blutes, ich sei nur ein wenig verliebt. Aber es sitzt doch wohl tiefer. Ich weiß nicht, wie's werden soll. Auch diese Verwicklung löst vielleicht der Krieg. Und jetzt muß ich gehen. — Rufe Britta nicht; von ihr habe ich schon vor einigen Tagen Abschied genommen."

„Willst du dein Kind nicht noch einmal sehen?"

„Nein. Gib du ihm diesen Kuß." Er beugte sich über die Mutter, küßte ihre Stirn, ihre Augen, die weiße Strähne in ihrem Haar. „Leb wohl, meine Mutter!"

Leise schloß er hinter sich die Tür. Draußen sang der Abendwind in den Bäumen. Ein Zug Soldaten ging die Straße hinunter. Ein kurzer Befehl, ein Kommandowort, ein einziger Ruck und Tritt. Jetzt wieder alles still. Irgendwo sang eine Frauenstimme am offenen Fenster: „— daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden."

Wie hereingeweht aus dem Nebenzimmer stand Britta plötzlich vor Frau v. Königstein. „Wo ist Achim, Tante?"

„Fort."

„Kommt er nicht noch einmal zurück?"

„Nein."

„Warum hast du ihn gehen lassen, ohne mich zu rufen?"

„Weshalb sollte ich dich rufen? Du bist nicht seine Frau."

„Nein, ich bin nicht seine Frau," wiederholte Britta. „Ich habe ihn nur lieb, lieber als mein Leben. Aber das gilt nichts, das gibt kein Recht."

Frau v. Königstein antwortete nicht. „Meine beiden Jungen, meine beiden lieben Jungen!" Tränen stürzten plötzlich unaufhaltsam über ihr Gesicht auf die gerungenen Hände herab.

— — — — — — — — — — — — — —

Musik, taktmäßig und gedämpft. Das Regiment rückte aus. Pferdegetrappel auf dem unebenen Pflaster. Die feldgrauen Uniformen hoben sich in dem unsicheren Frühlicht kaum von dem Hintergrund der Häuser und Bäume, von dem graublauen Himmel ab. Geheimnisvoll, leise klirrten die Säbel. Ein Pferd wieherte hell durch die engen Gassen.

Auf dem Marktplatz standen die Menschen Kopf an Kopf. Auf allen Balkonen, an allen Fenstern sah man Gesichter herunterspähen.

Und dann kam es heran, näher und näher ... das liebe, schöne, stolze Regiment, mit wehenden Fähnchen an den Lanzen, klingenden Spiels:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus ..."

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" Die Pedkuhner Bürger riefen es ihren Ulanen zu, die Mütter den Söhnen, die Frauen ihren Männern. Es klang wie ein einziger bittender Schrei, der sich zum Himmel rang.

„Da, May — da, Jobst sieht uns. Winke mit deinem Taschentuch!"

Frau v. Königstein hielt die blasse, zitternde May umfaßt und führte die kleine Hand, damit sie das Tuch schwenke. Und der Reiter auf dem tänzelnden Rotfuchs winkte zurück, einen lächelnden Gruß. Er hob sich im Sattel, um noch einmal die weißen Haare seiner Mutter und den blonden Kopf seiner Frau zu sehen. Mays leises Weinen ging in dem brausenden Jubel unter, der auf der Straße losbrach.

„Tante, da ist Achims Schwadron." Britta stand schlank und hoch hinter Frau v. Königstein und May. Über deren beide Köpfe fort warf sie mit Treffsicherheit einen Strauß roter Rosen. Da lagen die Blumen eine Sekunde auf dem glatten Sattel. Der Reiter griff rasch zu und hielt die rotglühenden Blumen hoch über seiner Tschapka. Sein Blick glitt über alles weg und traf Brittas Gesicht.

„Mich hat er angesehen; mir galt sein letzter Blick!" Britta ging ins Zimmer zurück. Ihre Wangen brannten. Ihre Augen lachten.

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus ...
Und du, mein Schatz, bleibst hier ..."

Immer schwächer wurden die Trompetentöne, höher, dünner, heller ...

Stille. Die Fahnen wogten im Sommerwind. Ein

Rauschen war in der Luft wie von unsichtbaren Flügeln. Der deutsche Adler entfaltete seine Schwingen ...

— — — — — — — — — — — — — —

Lady Isabel gähnte. Ein englischer Sonntag ist wirklich langweilig. Sie hatte gar nicht mehr gewußt, wie langweilig der sein konnte. Kein Reiten, Fahren, Tennis, weder Bridgespielen noch Besuchemachen. Man sitzt im Salon herum, liest ein Andachtsbuch oder strickt an einem Armenstrumpf.

Lady Isabel liebte weder Andachtsbücher noch Armenstrümpfe. Sie sah aus dem Fenster: ein verdrießlicher, dünner Regen hüllte alles in ein und dasselbe trübselige Grau. Dieser Sonntag zählte hundert anstatt vierundzwanzig Stunden.

„Tante Isabel, ich habe aufgepaßt, in der letzten Viertelstunde gähntest du zehnmal," sagte eine spitze Kinderstimme aus einer Ecke.

Ellen Donald, Isabels jüngste Nichte, rekelte sich dort im Schaukelstuhl und beobachtete ihre Tante, Mutter und erwachsene Schwester Dora, die in der Mitte des Salons um einen runden Tisch saßen.

„Wohl möglich, Ellen. Wenn du noch länger aufpaßt, wirst du mich noch öfter gähnen sehen," antwortete Isabel gereizt. Ihre beiden Nichten waren nicht nach ihrem Geschmack.

Dora, die älteste, achtzehnjährige, hielt sich, seitdem sie nicht mehr in der Schulstube unter Miß Smiths, der Erzieherin, Aufsicht stand, beständig im Salon auf, beobachtete, nörgelte an allem und machte naseweise Bemerkungen, die Isabel ärgerten. Die jüngere, Ellen, konnte das nur an Sonntagen nachmittags tun; sonst sah man sie nur mit ihrer Erzieherin zum Lunch und beim Nachmittagstee. Sie führte in der Schulstube

ihr regelmäßiges Leben, von dessen Einförmigkeit sie sich allsonntäglich erholte, indem sie in allen Zimmern herumflitzte und Mutter, Tante und Schwester oft so nervös machte, daß man meist Miß Smiths Einfluß anrufen mußte, um den kleinen Plagegeist loszuwerden.

„Hoffentlich trinken wir bald Tee. Das ist doch eine Abwechslung," meinte Dora. „Und Papa kommt dann herüber."

Lord Donald pflegte Sonntags, die Mahlzeiten ausgenommen, für seine Familie unsichtbar zu bleiben. Was er in der Stille seiner eigenen Räume trieb, wußte niemand. Isabel glaubte, daß er schliefe. Lady Donald bestritt es, aber die Art seiner Sonntagsbeschäftigung kannte auch sie nicht.

Lady Mabel Donalds äußere Erscheinung paßte durchaus nicht zu den sieben Kindern, die sie ihrem Gatten geschenkt hatte. Drei Söhne hielten sich in Eton auf, und zwei kleine Knaben spielten in der Nurserie unter der Aufsicht einer engherzigen, pflichttreuen Nurse. Lady Mabel Donald sah trotz dieses Kinderreichtums entschieden altjüngferlich aus, spindeldürr, mit einem langen, blassen Gesicht, schmalen Lippen und einer immer etwas geröteten Nasenspitze. Wenn man sie von ihren sieben rotbackigen, blühenden Kindern umringt sah, wirkte ihre Erscheinung beinahe komisch. Lady Mabel fand das selbst und versicherte oft, wie wenig erwünscht diese vielen Kinder ihr seien.

Für sie gab es nur noch eine Leidenschaft: Reiten, und zwar Jagdreiten. Die vielen Monate, die sie vor und nach jedem Familienzuwachs auf dem Sofa anstatt im Sattel zubringen mußte, waren ihr stets wie eine schreckliche Zeitverschwendung vorgekommen. Jetzt wollte sie die versäumte Zeit nachholen. Mit Ausnahme

der Sonntage saß sie meist auf einem Pferderücken. Die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigte sie trotzdem keineswegs. Im Gegenteil — gerade weil sie sich ihrer geringen Fähigkeiten dafür bewußt war, gab es vielleicht kein Haus in ganz England, in dem die Kindererziehung, solange noch sämtliche Söhne im Hause waren, so nachdrücklich betrieben wurde wie in diesem.

Lehrer und Lehrerinnen aller Nationalitäten gingen beständig aus und ein, Tonleitern schallten aus jedem Stockwerk. Es klingelte beständig; bald war es die Glocke der Nurserie, bald die Schulstubenklingel. Mageren Herren mit gelockten Haaren, Violinkästen oder Mappen unter dem Arm, begegnete man häufig auf Treppen und Gängen, Musik- oder Zeichenlehrern, die die Ehre genossen, die jungen weiblichen und männlichen Donalds in Künsten zu unterweisen, für die sie keine Spur von Talent hatten. Das kümmerte Lady Mabel wenig. Ihre Kinder wurden in allem unterrichtet, das hielt sie für ihre Pflicht. Auf die Ergebnisse kam es ihr wenig an. In dieser Zeit vielseitiger Kindererziehung trat eine Erholungspause ein, als die drei Söhne nach Eton abgeschoben werden konnten, Dora für genügend vorgebildet erklärt wurde und nur noch Miß Smith und Parker in Schul- und Kinderstube herrschten.

Lady Donald atmete erlöst auf. Nun konnte sie ohne Pflichtverletzung fast ausschließlich wieder im Sattel sitzen. Lord Donald teilte ihre Vorliebe für Jagdreiten mit Maß.

Da Isabel auch sehr gerne ritt, vergingen ihr die ersten Monate auf dem Landsitz des Bruders ganz angenehm. Der Verkehr mit der Nachbarschaft, die gemeinsamen Ritte, die gegenseitigen Besuche, das allabendliche Bridge waren Isabel vertraut und wirkten

auf sie erfrischend nach der Enge ihres Lebens in einem Berliner Miethause. Als aber Lord Donald Ende Mai mit seiner ganzen Familie nach London übersiedelte, änderte sich das.

Dort hatte Isabel nicht mehr viele Bekannte, und wenn sie auch häufig Bruder und Schwägerin bei Besuchen und Festen begleitete, recht befriedigt kam sie niemals nach Hause. Sie, die gewöhnt war, in Berlin eine Rolle zu spielen, immer als etwas Besonderes, als Ausländerin mit gesteigerter Achtung und Liebenswürdigkeit behandelt zu werden, mußte hier die peinliche Erfahrung machen, daß man sie augenscheinlich nicht für ganz voll ansah. In London galt sie nicht mehr als Lady Isabel, Lord Donalds Schwester, sondern als die deutsche Frau v. Königstein, die Gattin eines preußischen Offiziers von nicht einmal einem hohen Rang. Oft wollte es ihr so vorkommen, als ob man ihr nicht nur gleichgültig, sondern mit Mißtrauen und leiser Abneigung begegnete. In letzter Zeit nahm das entschieden zu.

Ohne ihren Geschwistern den Grund zu sagen, blieb sie darum öfter zu Hause. Aber diese einsamen Abende in einem Hause, in dem sie doch nur Gast war, wurden ihr bald unerträglich. Einladen konnte sie sich niemand, höchstens eine Freundin zu einer Tasse Tee. Aber für „einreihige Gesellschaften" schwärmte sie nicht. Täglich vermißte sie ihr eigenes Haus, in dem sie Herrscherin war, mehr. Berlin fing an, ihr wie ein verlorenes Paradies zu erscheinen. Dort hatte sie tun und lassen können, was ihr beliebte, war verwöhnt und bewundert worden. Hier wurde sie täglich mehr zum Gaste, dessen langer Besuch nicht als besondere Freude und Auszeichnung empfunden wird.

Während der ersten Wochen in England, als der frische Zorn über ihres Mannes Grausamkeit, ihr das Kind fortzunehmen, noch in ihr kochte, redete sie sich ein, weder ihn noch den Kleinen zu entbehren, in ihrer alten Heimat, bei ihrer Familie vollen Ersatz gefunden zu haben. Als aber Lord Donald sich weigerte, Schritte wegen der Herausgabe des Kindes zu tun, und erklärte, Herr v. Königstein habe von seinem Standpunkt aus recht, das Kind in Deutschland zu behalten, änderte sich ihre Stimmung. Den Vorschlag, die Scheidung einzuleiten, in die Herr v. Königstein gewiß willigte, wenn Isabel ihm das Kind ohne weitere Schwierigkeiten überließ, fand sie herzlos und abscheulich. Auf des Bruders Erwiderung: „Wenn du das Baby so liebst, konntest du ja bei ihm bleiben," wußte sie freilich nicht viel zu sagen.

„Ich wollte es doch mitnehmen. Joachim hat Herbert heimlich von Wimbletons fortgeholt."

„Nun, dann reise hin und unterwirf dich," riet Lord Donald ungeduldig, indem er die „Times" entfaltete.

Aber davon wollte Isabel nichts wissen. „Joachim muß den ersten Schritt tun und mich bitten!"

Darauf schien sie indessen vergeblich warten zu sollen. Nurse schrieb oft, wenn auch nur kurz und knapp, über Herberts Befinden. Endlich stockten die Berichte, und Isabel, die schon anfing sich zu ängstigen, erschrak freudig, als Nurse eines Tages in London vor ihr stand und mit ihrer unerschütterlichen Ruhe um ein Zeugnis bat.

„Wie geht's Master Herbert? Wie konnten Sie ihn verlassen, Nurse?" Isabel, die sonst ihre Gefühle nicht gern zeigte, faßte nach Nurses Händen. Diese Hände hatten den kleinen, geliebten Körper ihres Kindes Tag für Tag gebadet und gepflegt.

„Mylady, es wurde mir schwer, mich von Master Herbert zu trennen," antwortete Nurse. „Aber in der elenden, kleinen Stadt, in dem Landhaus ohne Wasserleitung, elektrisches Licht und Telephon hält es keine rechte Engländerin auf die Dauer aus. Auch redete die alte Mrs. Königstein und vor allem die junge Miß in alles hinein."

„Was für eine Miß, Nurse?"

„Miß Britta."

„Ach so, die Pflegeschwester meines Mannes."

Nurse preßte die Lippen zusammen. Ihr Schweigen war sehr beredt.

„Nun, Nurse, was ist's mit Miß Britta? Wollte sie etwa besser verstehen, Master Herbert zu pflegen, als Sie?"

„Jawohl, Mylady. Alles weiß die junge Dame besser," entgegnete Nurse erbittert. „Master Herbert nahm sie ganz in Beschlag. Er mußte bei ihr schlafen, mit ihr spazieren gehen, und dann kam er immer in einem Zustand zurück, in einem Zustand ..." Nurse hob die gefalteten Hände gen Himmel. „Ein Kind, das ich pflege, und so eingeschmutzt! Master Herberts Locken sind kurz geschnitten, sonnverbrannt ist er wie ein kleiner Mohr. Und seine Händchen waren oft braun vor Schmutz, weil sie ihn alles anfassen ließ." Bei dieser Erinnerung ging selbst Nurses Ruhe verloren. „Er wird gehalten wie ein deutsches Kind, das in der Erde wühlen darf und in den Ställen herumkriecht."

Isabel war nicht ganz so entrüstet, als Nurse erwartet hatte. „Man war doch liebevoll mit Baby?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„O sehr liebevoll, Mylady," entgegnete Nurse mit eigentümlicher Betonung. „Miß Britta läßt ihn kaum

aus den Augen, sie tut ihm allen Willen und küßt ihn unaufhörlich ab, was ich für sehr ungesund halte. Jetzt ist sie ganz bei dem Herrn Rittmeister in Pedkuhnen, führt ihm den Haushalt und pflegt Master Herbert, wenn man das Pflege nennen will. Stundenlang reitet Miß Britta mit dem Herrn Rittmeister spazieren. Dann weiß ich freilich nicht, wer Baby inzwischen beaufsichtigt. Die Köchin vielleicht oder der schmutzige Bursche im Stall."

„Mein Mann wird schon dafür sorgen, daß dem Kinde nichts geschieht," antwortete Isabel kühl.

„Der Herr Rittmeister schwört nicht höher als bei Miß Britta," widersprach Nurse empört. „Alles geschieht, wie die es haben will."

Isabel hatte zu viel Takt, um vor einer Untergebenen an den Handlungen ihres Mannes zu nörgeln, und brach die Unterhaltung ab. Sie schrieb der Nurse ein glänzendes Zeugnis und entließ sie mit reichen Geschenken.

Ein unangenehmes Empfinden blieb nach dieser Unterredung in Isabels Herzen zurück. Eifersucht kannte sie nicht. Ihr Mund kräuselte sich verächtlich bei dem Gedanken daran. Aber fatal war ihr der Gedanke, daß eine andere in ihres Mannes Haus herrschte und ihr Kind erzog. Was verstand dieses kleine deutsche Mädchen davon, wie ein Haushalt geführt, wie ein Kind gepflegt werden mußte? Gar nichts, darin hatte Nurse vollkommen recht. Auch daß Britta ihr, Isabels, Pferd ritt, fand sie taktlos.

Ihrer Erinnerung nach ritt Britta ohne jede Schule wie eine Wilde. Jedenfalls würde sie ihr Kind und den Haushalt verwahrlost, die Stute Karmen verritten und hartmäulig wiederfinden.

Und Achim? Auch auf den war Brittas Einfluß

nicht gut. Sonst hätte er wohl längst geschrieben und wieder eingelenkt.

Da Nurse keine Nachrichten mehr geben konnte, erhielt Isabel von Zeit zu Zeit Briefe von Frau v. Königstein. Aber sie brachte es nicht fertig, der Schwiegermutter zu antworten; sie wußte den Ton nicht zu finden, in dem sie schreiben sollte. Auch ließ Frau v. Königstein in jedem Briefe durchblicken, daß sie es pflichtvergessen fand, wenn eine Frau Mann und Kind ohne zwingende Notwendigkeit verließe.

Darauf wußte Isabel nichts zu sagen. Denn ihre Gründe, die zu kleine Garnison, den Mangel einer vornehmen Wohnung und großer Geselligkeit, würde die brave deutsche Schwiegermutter schwerlich gelten lassen. Und doch erwartete sie täglich voller Ungeduld die Post, jedesmal bitter enttäuscht, wenn wieder kein Brief von Achim kam.

Immer quälender wurden Sehnsucht und Langeweile. Endlich beschloß Isabel, nach Deutschland zurückzukehren. Nicht nach Pedkuhnen, Gott bewahre! Wer würde denn klein beigeben? Sie gewiß nicht. Aber nach Berlin wollte sie. Dort auf neutralem Gebiet konnte sie Achim wiedersehen und ihre Friedensbedingungen diktieren.

Sie bat ihren Bruder, sie zu begleiten, doch der lehnte kurz ab und verweigerte ihr Geld zu einer Reise nach Deutschland. Das berührte Lady Isabel sehr peinlich, denn zum ersten Male in ihrem Leben war sie so in Geldnot. Von ihrem Mann bekam sie nichts, weil der annahm, Lord Donald zahle seiner Schwester wie bisher die Zulage aus. Das tat der Lord keineswegs. Seine Schwester lebte ja ganz auf seine Kosten. Weshalb sollte er da noch Geld herausrücken?

In den ersten Monaten war Isabel noch reichlich mit Geld versehen. Erst als ihr Vorrat bedenklich zusammenschmolz, wandte sie sich an den Lord, der jede Kleiderrechnung und Isabels Jungfer zu bezahlen versprach, aber weiter nichts. Wenn sie sonst noch Geld brauche, möge sie sich an ihren Mann wenden. Natürlich dachte Isabel nicht daran. Zu unbewandert in allen Geld- und Geschäftssachen, um zu wissen, was sie eigentlich zu fordern berechtigt sei, schwieg sie grollend. An diesem trüben, verregneten Sonntagnachmittag hatte sie genügend Zeit, um über alles gründlich nachzudenken, aber sie kam zu keinem Entschluß in dieser Umgebung von Schläfrigkeit und Einerlei.

Zwei Diener, die mit wichtiger Feierlichkeit einen reichbesetzten Teetisch hereintrugen, brachten willkommene Ablenkung. Himmel, war das ein Zustand, wenn man sich aufs Teetrinken freuen mußte! Ein Tag, in dem die Mahlzeiten den Glanzpunkt bilden, ist wirklich kaum noch lebenswert.

Fast gleichzeitig mit dem Tee erschien Lord Donald. Eine merkwürdig rote Wange, auf der sich ein scharfes Kissenmuster deutlich abzeichnete, verriet seine Sonntagsbeschäftigung. Er war ein großer, breitschultriger Mann mit unklaren Zügen in einem zu kleinen Gesicht. Nur die steingraue Farbe der Augen und der kühle, hochmütige Blick erinnerten etwas an Isabel. Sonst sahen die Geschwister, die auch im Alter weit auseinander waren, sich gar nicht ähnlich.

Lord Donalds Sonntagslaune stimmte mit dem trüben Wetter überein. Nur flüchtig nickte er seiner Frau, Schwester und den Töchtern zu, verdrießlich rührte er seinen Tee um und sagte kauend: „Das Leben wäre ganz hübsch, wenn es keinen Sommer und keinen Sonntag gäbe.“

Lady Donald stimmte ihrem Gatten innerlich vollkommen bei; doch hielt sie es für ihre Pflicht, ihrer anwesenden Töchter wegen, seine Ansicht lächerlich zu finden.

Lord Donald zuckte die Achseln. Er pflegte über alle Meinungsäußerungen seiner Frau die Achseln zu zucken. Nur beim Jagdreiten bewunderte er ihren Schneid — ihr Aussehen freilich nicht. Lady Donald, im knappen Reitkleid, das ihre knochige Magerkeit im hellsten Licht zeigte, vornüber gebeugt sitzend, einen Kneifer auf der rötlichen Nase, bot allerdings zu Pferde keinen schönen Anblick. Nur die vollkommene Sicherheit, mit der sie jedes Hindernis nahm, ihre Ruhe und leichte Führung mußte jeder anerkennen. Lord Donald gab ihr deswegen vertrauensvoll nervöse und schwierige Pferde, die er selbst nicht reiten mochte.

„Was steht denn in den ‚Times‘, Robert?“ fragte Isabel endlich in die wahrhaft bleierne Stille hinein, obwohl sie wußte, daß seit dem Mord in Sarajewo kaum anderes als das ewige Hinundher zwischen Krieg und Frieden in den Zeitungen zu lesen war.

Lord Donald kniff die Augen zusammen. „Diesmal ist's kein blinder Lärm. Ich glaube, es wird Ernst.“

„Ach bewahre! Zeitungen hetzen immer,“ meinte Isabel unbekümmert. „Deutschland will keinen Krieg. Der Kaiser ist friedliebend, das weiß ich genau.“

„Diese Friedensliebe wird ihm nichts helfen.“ Lord Donald lachte kurz auf. „Der Kaiser ist leicht zu täuschen. Er glaubt in England sitzen seine guten Freunde. Dabei hat er keine ärgeren Feinde als uns.“

„Weshalb? Was hat er England getan? Er liebt England, das ihm durch seine Mutter eine zweite Heimat ist.“ Isabel, die am Berliner Hof den Kaiser einige

Male gesehen hatte, schwärmte für Wilhelm II., was sie vor sich selbst damit entschuldigte, daß des Kaisers Mutter eine Engländerin gewesen sei, daß man also seine herrlichen Eigenschaften getrost zum größeren Teil auf Englands Rechnung setzen könne.

„Getan hat er uns persönlich nichts," antwortete Lord Donald ruhig. „Aber die deutsche Marine wird uns zu groß. Das ist sein Werk. Deutschlands Handel beeinträchtigt den unseren. Das dulden wir nicht länger. Die Deutschen werden sich bald wundern; wir haben sie schön eingekreist. Wir sind mit Frankreich, Rußland, Belgien und Japan verbündet gegen Deutschland und Österreich."

„So viele gegen einen! Japan auch? Die Heiden sollen mit uns gegen andere Christen kämpfen?" Isabel runzelte die Brauen.

„Ja. Japans Bündnis ist eine kleine Überraschung," meinte Lord Donald behaglich. „Übrigens, Isabel, was ich eben sagte, sprach ich zu meiner Schwester, nicht zu der Frau eines deutschen Offiziers. Verstanden?"

„Ich tausche ja gar keine Briefe mit meinem Mann," entgegnete Isabel ärgerlich.

„Trotzdem wäre es klüger, solche Dinge nicht in Isabels Beisein zu besprechen," riet Lady Donald.

„Ich bin keine Spionin und Zwischenträgerin," antwortete die junge Frau gekränkt. „Wenn ihr aber lieber ohne mich eure politische Sonntagsunterhaltung führen wollt, kann ich mich ja auch in mein Zimmer setzen."

Lady Donald sah starr vor sich hin. Lord Donald brummte etwas halb Unverständliches. Dora und Ellen, die an einem Familienzank viel Vergnügen fanden, spitzten die Ohren.

Isabel stand auf, blieb aber, als der glattrasierte

Haushofmeister eintrat und meldete: „Mr. Fitz James wünscht Lady Isabel seine Aufwartung zu machen."

„Mr. Fitz James, der berühmte Rennreiter?" riefen Lady Donald und ihre Töchter wie aus einem Munde. Sie kannten Fitz James nur aus Sportberichten und Bildern in illustrierten Zeitungen, schienen aber ebenso erfreut über sein Kommen wie Lord Donald, dem Fitz James persönlich bekannt war.

„Führen Sie Mr. Fitz James hier herein, nicht wahr, Isabel?" sagte er rasch.

„Oh, ich möchte euch nicht stören in euren geheimen Unterredungen," antwortete Isabel boshaft. „Mr. Fitz James kommt aus Indien. Vielleicht wollt ihr auch Indien gegen Deutschland mobil machen? Das könnte durch mich vorzeitig dem preußischen Generalstab verraten werden. Bedenket das!"

Lord Donald warf einen fragenden Blick auf seiner hübschen Schwester heißerrötendes Gesicht; er wußte nie, was er eigentlich aus ihr machen sollte. „Sie ist eine Katze," dachte er. „Immer führt sie was im Schilde. Mabel hat recht, man muß ihr gegenüber vorsichtig sein."

„Eigentlich darf man Sonntags keinen Besuch empfangen," meinte Lady Donald etwas unsicher. Ihr Wunsch, mit Fitz James über Pferde zu sprechen, und ihre Gewissenhaftigkeit in der Sonntagsheiligung kämpften einen harten Kampf.

Lord Donald entschied für sie nach ihrem heimlichen Wunsche.

„Wir lassen bitten!"

Isabel ärgerte sich, daß sie ihre Empfindungen nicht besser verbergen konnte; denn sie fühlte die Blicke der Anwesenden auf sich ruhen, als sie Mr. Fitz James die Hand gab. Sein Anblick rief ihr so lebhaft Berlin, ihre

Häuslichkeit, ihren Mann, das Baby, ihr ganzes altes versunkenes Leben zurück, daß ihre Begrüßung wärmer klang, als sie selbst wußte. Ihr Gesicht war rosig angehaucht, und ein ganz eigentümlich weicher Blick schmerzlicher Freude ließ ihre stahlgrauen Augen in feuchtem Glanz schimmern.

Fitz James bemerkte ihre Erregung und deutete sie zu seinen Gunsten.

„Kommen Sie geradeswegs aus Indien?" fragte Isabel, nachdem sie den Gast ihrer Schwägerin und den Nichten vorgestellt hatte.

„Nicht ganz unmittelbar. Einen kleinen Abstecher nach Berlin machte ich, um meinen Rennstall aufzulösen."

Lady Isabel las dieselbe heiße Bewunderung wie früher in seinen Blicken. Ihre in letzter Zeit oft bitter gekränkte Eitelkeit sonnte sich in dem Gedanken, noch immer von ihm begehrt und bewundert zu werden.

„Ach Berlin! Erzählen Sie mir vom lieben Berlin," bat sie lebhaft. „Was treiben Wimbletons? Maud ist so schreibfaul! Eigentlich sollte ich ihr böse sein, weil sie mein Baby nicht gut gehütet hat. Aber vielleicht konnte sie es nicht ändern, daß mein Mann sich den Kleinen in seine Garnison verschleppte, die ein Klima für Bären und Wölfe haben soll."

Mr. Fitz James schien völlig über alle Vorgänge in Lady Isabels Leben unterrichtet zu sein. „Seien Sie unbesorgt, Lady Isabel, wir werden Ihnen bald Genugtuung verschaffen," meinte er vielsagend. „Die deutsche Herrsch- und Prahlsucht soll eine Lehre erhalten, die man nicht leicht vergessen wird."

„Bitte, keine politischen Drohungen!" Sie hielt sich die hübschen kleinen Ohren zu. „Von meinen Berliner Bekannten möchte ich hören."

Zu dem Frage- und Antwortspiel, das sich zwischen den beiden entspann, gaben die übrigen Anwesenden schweigende, recht mißvergnügte Zuhörer ab.

Endlich riß Lord Donald die Geduld. Fast gewaltsam bemächtigte er sich des Gastes und nagelte ihn mit Fragen über Indien fest. „Waren die Fürsten treu gesinnt? Old-England aufrichtig ergeben? Kann man fest auf sie bauen?"

„Das denke ich. Vielleicht stellen wir sie bald auf die Probe," antwortete Fitz James ein wenig abweisend. Er blieb merkwürdig wortkarg über seinen Aufenthalt in Indien.

Lady Donald wollte von seinem aufgelösten Rennstall wissen, wohin er die Pferde verkauft und ob er ein gutes Gelände für Fuchsjagden auf seinem Landsitz habe. Dora verlangte seine Ansichten über Golf, Kricket und Tennis genau zu erforschen. Und Mr. Fitz James unterdrückte mühsam seine Ungeduld. Die Kürze seiner Antworten war knapp höflich. Seine Blicke verließen Isabel kaum für Augenblicke.

Dora bemerkte es und fand das Benehmen der Tante unpassend, obwohl Lady Isabel nur selten die Wimpern hob und wenig sprach. Bestärkt wurde sie in dieser Ansicht, als Mr. Fitz James, den sein Besuch wenig befriedigte, aufstand und Lady Isabel zu einer Autofahrt einlud.

„Heute am Sonntag?" Lady Donald zog die Augenbrauen hoch.

„Außerdem regnet es noch," ergänzte Dora sichtlich enttäuscht.

„Das schadet nichts," antwortete Isabel schnell. „In fünf Minuten bin ich umgezogen, Mr. Fitz James. Ich fahre sehr gern eine Stunde mit Ihnen Auto."

Isabel sah die Mißbilligung deutlich auf allen Gesichtern ihrer Familie, und das erhöhte den Reiz dieser Fahrt bedeutend.

— — — — — — — — — — — — — —

„Wohin befehlen Sie?“ fragte Fitz James.

Isabels Augen lachten ihn durch den Autoschleier hindurch an. „Da ich doch etwas Verbotenes tue, kommt es auf etwas mehr oder weniger nicht an,“ entgegnete sie lustig. „Wir wollen nach der Oxford- und New Bondstreet fahren, dort aussteigen und uns das Straßenleben ansehen. Seitdem ich in England bin, habe ich davon noch nichts gespürt.“

Lord Donalds Haus lag außerhalb der Stadt, an den Ufern der Themse, aber für ein gut fahrendes Auto gibt's keine Entfernungen. Und der Wagen flog. Über den Schultern des Fahrers und des gutgekleideten Dieners tanzten im Rahmen der tropfenbesäten großen Glasscheibe Häuser und Bäume, Fluß und Schiffe wie Bilder vorüber. Im Innern der Stadt verlangsamte der Wagenlenker die Fahrt. Die Hupe tutete fast ununterbrochen. Dazwischen blies der Diener auf seiner Alarmtrompete laute Signale.

In der New Bondstreet drückte Fitz James auf einen Knopf, und das Auto hielt.

„In einer Stunde ungefähr sind wir wieder hier. Warten Sie dort im Toreingang,“ befahl er.

Wenn auch nicht annähernd so wie an den Wochentagen, so war das Gedränge in der Bondstreet auch heute immer noch lebhaft genug. Vom Straßendamm her schlug der Lärm wie eine Woge über den Menschen auf dem Gehsteig zusammen. Die Luft war feucht. Aus Nebel und Regen gemischt, legte sie sich wie ein nasses Tuch auf die Lungen. Niederdrückend wirkte

das einförmige Graugrün der gleichmäßig gebauten Häuser, ermüdend die ewig langen Straßen unter dem trüben Himmel. Theater und Läden waren sämtlich geschlossen.

In einer der Seitenstraßen, in die Fitz James und Isabel einbogen, entstand eine Stockung: ein Herr, mit einem Zylinder auf dem Kopf, sank aufs Straßenpflaster und begann laut zu singen und zu beten, andere fielen schnell ein, und während der Herr sich erhob und eine Predigt begann, drängten sich seine Helfershelfer mit einer Sammlung durch die rasch anwachsende Menge. Ein paar Straßenzüge weiter zog ein laut singender Trupp dunkelblau gekleideter Damen der Heilsarmee vor einer Schar Neugieriger oder Bekehrter her. Auf dem nächsten Gehsteig drängte man sich um eine eben mitten auf dem Trottoir umgekippte Kiste, auf die sich eine junge gutgekleidete Dame schwang. „Meine lieben Freunde!" Laut hallte die helle Stimme über Wagenrasseln, Hupensignale und das Dröhnen der Untergrundbahnen hinweg. Die Suffragette verfügte über eine erstaunliche Lungenkraft und über eine nicht geringere Beredsamkeit, der es gelang, die Menge der Zuhörerinnen so zu fesseln, daß einige Genossinnen mit ihrer „Sammlung für die gute Sache" ergiebige Ernte hielten. Erst das Auftauchen eines Polizisten ließ die Sprecherin ihre kühnen Reden mit einem ebenso kühnen Satz von der Kiste herunter rascher, als ursprünglich beabsichtigt, beenden.

Auf einem freien Platz fand eine weitere Versammlung statt. Dort sprach unter allgemeiner Zustimmung ein Redner für die Annahme irgend einer Parlamentsvorlage, während links auf demselben Platz ein zweiter Redner unter gleich starkem Beifall für die Ablehnung

derselben Vorlage sprach. Heftig niederströmender Regen wirkt selbst auf solche Beredsamkeit lähmend. Die Polizei nimmt sich nicht die Mühe, ihr irgendwelche Beachtung zu schenken.

Mr. Fitz James spannte seinen Schirm auf und hielt ihn über Isabels Kopf. „Was nun? Wollen Sie wirklich noch weiter gehen? Etwa gar bis nach Whitechapel, wo Australier, Iren, Chinesen, angetrunkene Matrosen, Neger und Mulatten sich herumdrängen und stoßen, betteln und schimpfen?“ fragte er.

„Nein, natürlich nicht. London ist an einem Sonntag schrecklich. In Berlin setzten wir uns jetzt gemütlich ins Esplanade- oder Adlonhotel, tränken Tee unter Palmen und hörten der schönen Musik zu,“ seufzte Isabel.

„Unter Palmen sitzen und Tee trinken können Sie in einer halben Stunde, Lady Isabel, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen.“

„Welchen denn?“

„Mit meinem Auto sind wir in fünfzehn Minuten in meinem Absteigequartier. Meine Schwester wohnt augenblicklich bei mir und wird sich unendlich freuen, Sie kennen zu lernen, Lady Isabel. Nun, wäre das nicht angenehmer, in einem behaglichen Teeraum sich aufzuhalten, als hier in der feuchten Luft unter all dem Pöbel?“ Er schaffte sich und seiner Begleiterin Platz mit ein paar kräftigen Ellbogenstößen.

„Einverstanden,“ sagte Isabel nach kurzem Besinnen. „Ist Ihre Schwester verheiratet?“

„Nein — ja ... natürlich ist sie's. Mein Schwager fährt als Erster Offizier auf dem ‚Nigger‘,“ antwortete Fitz James hastig.

Das Gehen auf den schlüpfrig nassen Straßen war kein Vergnügen.

Isabel war froh, daß sie sich wieder in das Auto mit seinen wiegenden tiefen Polstern retten konnte.

Fitz James knipste das Licht an. In den Kristallvasen zu beiden Seiten der rosa verschleierten Glühbirnen dufteten langstielige rote Rosen. Man fuhr wundervoll behaglich.

„Ein ganz annehmbares ‚Absteigequartier‘,“ meinte Isabel, als sie in einem Hause der Regentstreet die Wohnung des vielgenannten Sportsmannes betrat.

Ein hoher Rundbogen trennte das Speisezimmer vom Wohnraum, an dessen mit dunkelrotem Damast bespannten Wänden nur wenige, aber auserwählt gute Bilder alter Meister in wertvollen Rahmen hingen.

„Ihre Frau Schwester?“ fragte Isabel, indem sie Automütze und Schleier auf einen Stuhl warf. Fitz James nahm ihr den Staubmantel ab.

„Bringen Sie Tee, Wein und Obst,“ befahl er dem eintretenden Diener. „Ist Mrs. Breton zu Hause?“

Der Diener zögerte. Er wußte offenbar nicht, was er antworten sollte.

Fitz James sah ihm scharf in die Augen und wiederholte seine Frage.

„Nein, Sir —“

„Gut!“

Isabel drehte sich rasch um. „Ihre Schwester ist nicht da, Mr. Fitz James?“

„Leider nicht.“

„Dann möchte ich wohl auch lieber gehen.“

„Aber Lady Isabel!“ Fitz James lachte. „Sie sind doch kein kleines Schulmädchen, sondern eine Weltdame. Hier ...“ Er rollte einen tiefen, bequemen Lehnstuhl in den Erker. „Bitte, Platz zu nehmen!“

Es kam ihr selber lächerlich, übertrieben ängstlich vor, jetzt fortlaufen zu wollen.

Der Diener erschien wieder, setzte eine Platte mit heißen Kuchen, Früchte, Tee und Wein auf den Tisch und verschwand.

Isabel nahm einen Pfirsich.

Fitz James saß ihr gegenüber und goß Sekt in ein hohes Kelchglas.

„Haben Sie mir nichts aus Indien mitgebracht?" fragte sie mit etwas absichtlicher Lustigkeit. „Eine echte Buddhastatue möchte ich zu gerne haben."

„Nein, ich brachte nichts mit."

„Wie häßlich von Ihnen! Sie wissen doch, daß ich mir schon lange den Buddha wünsche!"

„Alles, was ich besitze, gehört Ihnen, Lady Isabel," sagte Fitz James ruhig. „Sie können über alles gebieten und befehlen — über meine Person und meinen ganzen Reichtum."

„Sehr großmütig. Ich weiß aber wirklich nicht, was ich damit anfangen soll," entgegnete sie kühl. „Reden Sie, bitte, keinen Unsinn, sondern erzählen Sie mir lieber von Ihrem Aufenthalt in Indien."

„Ich war gar nicht in Indien."

„Wie?"

„Wenn ein Engländer reist, muß er immer nach Indien reisen. Das gehört zum eisernen Bestand des Klatsches über uns," meinte Fitz James ironisch. „Sowie ich in Berlin sagte, ich wolle verreisen, hieß es beständig: ‚Sie reisen nach Indien?' Ich widersprach schließlich nicht mehr. Das ist alles. Übrigens war es mir diesmal ganz lieb, daß man mich so weit entfernt glaubte."

„Weshalb?"

„Damit der Klatsch nicht Ihren und meinen Namen in Verbindung bringt, Lady Isabel.“

„Das würde mich wenig kümmern,“ sagte sie hochfahrend.

„Es ist besser so; es erleichtert die Scheidung.“

„Welche Scheidung?“

„Die Ihrige, Lady Isabel.“

„Wie kommen Sie auf den Gedanken, daß ich mich scheiden lassen will, Mr. Fitz James?“

„Seit Monaten sind Sie von Ihrem Mann getrennt. Er hat Ihnen rücksichtslos Ihr Kind genommen. Ich kann mir also nur denken, daß Sie sich wehren und Ihre Rechte geltend machen wollen.“

„Ich bat meinen Bruder, er möge meinem Mann schreiben; aber er weigerte sich.“

„Lady Isabel, Sie fühlen sich nicht glücklich im Hause Ihres Bruders?“ fragte Mr. Fitz James nach einer Weile mit gedämpfter Stimme.

„Nein, sehr unbehaglich, seitdem wir in London sind.“

„Sie sind auch in einer unwürdigen Lage und Stellung. Ich will Ihnen heraushelfen. Vertrauen Sie sich mir an. Ich liebe Sie, Isabel, liebe Sie schon lange. Sie sind unglücklich in Ihrer Ehe. Machen Sie sich frei. Alles, was ich bin und habe, lege ich Ihnen zu Füßen. Sie brauchen nur die Hand auszustrecken. Auch um Ihr Kind wollen wir kämpfen. Wir werden siegen, verlassen Sie sich darauf.“

Und da sie, erschrocken über den leidenschaftlich zuversichtlichen Ton, in dem er sprach, stillschwieg, fuhr er rasch fort: „Eine Engländerin kann fern von ihrer Heimat nie glücklich sein. Sie, Lady Isabel Donald, passen in einen kleinen preußischen Offiziershaushalt etwa wie ein Schwan in eine Waschschüssel. Mit mir

zusammen werden Sie erst zu leben anfangen. Ich kann Ihnen alles geben und schaffen —"

Er wollte den Arm um sie legen, aber Isabel wich zurück.

„Lassen Sie es mich nicht bereuen, daß ich hergekommen bin," sagte sie mit leiser, zitternder Stimme.

Fitz James merkte, daß er vorsichtig sein mußte und sie nicht ängstlich machen durfte. Die Maske kühler Selbstbeherrschung legte sich über seine eben noch von Leidenschaft bewegten Züge.

„Antworten Sie mir. Was darf ich hoffen? Wollen Sie sich noch länger von Ihrem Mann mit dieser Nichtachtung behandeln lassen?"

„Nichtachtung — wieso?" Ihr Gesicht wurde heiß.

„Nun, Sie sagten doch selbst, daß Sie keine Briefe von ihm bekämen. Das Kind ist Ihnen genommen worden, und Herr v. Königstein soll in Pedkuhnen sehr gut mit einer hübschen jungen Dame auskommen, die ganz bei ihm im Hause lebt."

„Woher wissen Sie das?"

„Auch London ist klein in gewisser Beziehung. Ihre frühere Nurse vermietete sich bei einer guten Bekannten von mir."

Isabel biß sich auf die Lippen. Ihr Stolz wand und krümmte sich bei dem Gedanken, als verlassene, betrogene Frau bedauert zu werden. „Dienstbotenklatsch," sagte sie verächtlich. „Darauf gibt man nichts."

Fitz James lächelte. Der letzte Schachzug glückte augenscheinlich. „Isabel, tun Sie doch Ihrem Mann den Gefallen und geben Sie ihn frei, damit er sein deutsches Bäschen heiraten kann. Seien Sie versichert, er erwartet mit Ungeduld, daß Sie den ersten Schritt tun."

„Das glaube ich nicht!“

„Ihr Zutrauen ist rührend,“ spottete er. „Überlegen Sie, was ich Ihnen gesagt habe, Isabel. Alle Glücksmöglichkeiten liegen in Ihrer Hand. Lassen Sie mich nicht vergeblich hoffen. Ein Wort von Ihnen genügt, und ich komme zu jeder Tages- und Nachtstunde. Wollen Sie mir wenigstens versprechen, keinen Entschluß zu fassen, ohne mich um Rat zu fragen? Sehen Sie in mir Ihren besten Freund.“

„Gut, das will ich versprechen. Genügt Ihnen das?“

„Vorläufig.“ Er bedeckte ihre Hand mit Küssen. Seine Augen baten um mehr.

Isabel machte sich lachend frei und band ihren Autoschleier um. „Bringen Sie mich nach Hause, Mr. Fitz James, oder vertrauen Sie mich Ihrem Fahrer allein an?“

„Nein, nein, natürlich fahre ich mit Ihnen. Ich werde mich doch nicht freiwillig eines Zusammenseins mit Ihnen berauben! Isabel, um Ihretwillen habe ich in Berlin alles aufgelöst und abgebrochen, weil ich dachte, Deutschland müsse Ihnen verleidet sein.“

„Das wohl nicht. Seitdem ich in London bin, erscheint mir Deutschland in einem ganz anderen Licht. Wirklich, es hat seine Vorzüge.“

„Das ist nur Ihr Widerspruchsgeist,“ entgegnete Fitz James gelassen. „Eine Engländerin kann nicht im Ernst so denken.“

„Die Ehe mit einem Deutschen beeinflußt.“

„Sprechen Sie nicht davon.“ In ausbrechender Leidenschaft riß er sie an sich. „Der Gedanke, daß Sie jemals einem anderen gehört haben, macht mich rasend. Ich will Sie besitzen, ich allein.“

Eine Sekunde lang lag sie wie betäubt, willenlos

in seinen Armen. Dann machte sie sich mit kräftiger Bewegung frei. „Bitte, sofort das Auto zu bestellen," sagte sie mit heller, klingender Stimme.

„Sie haben nur zu befehlen, Lady Isabel." Blitzschnell streifte er ihren langen Handschuh von ihrem Arm und küßte das feine Gelenk. Den Handschuh versenkte er in seine Tasche. „Den behalte ich!"

„Meinetwegen; ich habe noch ein zweites Paar. Aber, Mr. Fitz James — wenn ein Engländer gefühlvoll wird, wirkt er immer komisch."

„Lachen Sie mich aus, soviel Sie wollen. Aber rufen Sie mich, rufen Sie mich bald."

„Vielleicht."

„Sie werden mich nicht los," sagte er nun wieder ganz ruhig. „Morgen früh hole ich Sie zu einem langen Ritt im Hydepark ab. Mein Auto ist nur noch zu Ihrer Verfügung da."

„Das lasse ich mir gefallen. Auf Wiedersehen, morgen also! Nein, bleiben Sie hier, Mr. Fitz James — jetzt fahre ich allein."

Ein kurzes Nicken, ein Gruß — fort war sie. Der Klang ihrer hellen Stimme und leiser Veilchenduft blieben zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mr. Fitz James hielt Wort. Isabel wurde ihn wirklich nicht los. Jeden Morgen erschien sein Kammerdiener mit einem Strauß seltener Orchideen in allen Farben, vom hellsten Blaßlila bis zum tiefsten Purpurrot und Goldbraun. Märchenhafte Blumen mit einem feinen, strengen Duft und seltsamen Formen.

Einige Stunden später hielt Fitz James meist selber vor dem Hause, um Isabel zum Reiten abzuholen, oder er erschien zur Teestunde, aber auch nur, um der Dame

und der Tochter des Hauses eine der hergebrachten Höflichkeiten zu sagen und um Lady Isabel dann in seinem Auto zu entführen.

Lange Fahrten in Londons Umgebung machten sie, nach Twickenham hinaus mit seinen geschichtlich merkwürdigen Villen und Landsitzen, mit dem schönen Blick über den breiten, ruhig dahingleitenden Themsestrom und die dunklen Wipfel des Marble-Hill-Parks.

Dieses Leben sagte Isabel sehr zu. Sie brauchte auch nur einen Wunsch zu äußern, so war er bereits erfüllt. Fitz James hatte eine Art zu schenken, der sich nicht leicht widerstehen ließ. Er freute sich kindlich, wenn Isabel etwas annahm. Sein großer Reichtum, die Selbstverständlichkeit, mit der die größten Aufwendungen in seiner Lebensführung standen, hatten etwas Blendendes.

In Deutschland arbeitet jeder.

Auch reiche Leute widmeten sich häufig genug noch einem Beruf oder einer gemeinnützigen Beschäftigung. In England ist das nicht Sitte. Wer reich ist, läßt andere für sich arbeiten und beruhigt sich mit dem bequemen Grundsatz: „Der Luxus der Reichen ist der Wohlstand der Armen."

Daß Fitz James eigentlich nichts tat, und daß er seinen Reichtum hauptsächlich für Reisen und Sport verwandte, war also zu echt englisch, um Isabels Erstaunen oder gar Mißbilligung zu erregen.

Seine leidenschaftlichen Huldigungen und der Dunstkreis großzügigen Lebensgenusses gefielen Isabel täglich besser. Die Wagschale neigte sich immer mehr zu seinen Gunsten. Auf der einen Seite Gleichgültigkeit, vielleicht sogar Untreue, auf der anderen Verehrung

und Leidenschaft! Warum schwankte und zögerte sie da noch? Fitz James bat sie immer dringender, doch endlich einen entscheidenden Brief an Königstein zu schreiben und dem Hinundher ein Ende zu machen. Weshalb konnte sie sich nicht dazu entschließen? Es mußte doch einmal sein. Joachim leitete wohl nie selbst die Scheidung ein. Diesen ersten Schritt hatte sie zu tun. Ihr Herz krampfte sich qualvoll zusammen bei dem Gedanken, und immer, wenn sie sich hinsetzte, um zu schreiben, glaubte sie eine weinende Kinderstimme zu hören, zwei ernste dunkle Männeraugen bittend auf sich gerichtet zu sehen. So warf sie auch jetzt wieder die Feder hin, und der Brief blieb ungeschrieben. Mit fest zusammengepreßten Händen ging sie unschlüssig im Zimmer hin und her.

Von draußen drang ein merkwürdiges Geräusch in die Stille ihres Zimmers, wie das Summen eines ungeheuren Bienenschwarms, und dazwischen gleichmäßig schreitende, befeuernde Klänge: die englische Nationalhymne. Immer mehr sich steigernder Lärm in der Grosvenorstreet, was sollte das bedeuten? Sie klingelte ihrer Jungfer. Die kam freudig erregt.

„Extrablätter werden unten ausgeboten. Der Krieg zwischen Rußland und Deutschland ist erklärt!"

Isabel nahm dem Mädchen das Blatt aus der Hand. Wirklich, da stand es! Die ganze Tragweite des Ereignisses wurde Isabel nicht sogleich klar. Nur daß etwas furchtbar Folgenschweres geschehen sei, das auch in ihrem Leben einen Wendepunkt bedeuten könne, das empfand sie deutlich.

Sie warf das Zeitungsblatt auf den Tisch, lief die Treppe hinunter und stürmte in Lord Donalds Arbeitszimmer. Ausnahmsweise fand sie auch Lady Mabel

dort. Beide sahen angeregt und heiter aus, als ob sie sich über den Ausbruch des Krieges freuten.

„Robert, Mabel, habt ihr das Extrablatt gelesen?" rief Isabel. „Ist's wahr? Gibt es Krieg?"

Lord Donald sah seine Schwester erstaunt an. „Natürlich ist's Wahrheit. Du scheinst wirklich nie eine Zeitung zu lesen. Dieser Ausgang war doch ganz unvermeidlich."

„Isabel hat keine Zeit, um Zeitungen zu lesen," meinte Lady Donald spitz. „Wenn sie nicht mit Mr. Fitz James reitet, so fährt sie in seinem Auto." — Mr. Fitz James wäre Lady Donald ein recht willkommener Schwiegersohn für Dora gewesen. Daher war ihr Urteil über den Verkehr Isabels mit dem vielbegehrten Sportsmann besonders unfreundlich.

„Laß das jetzt!" bat Isabel gequält. „Robert, dieser Krieg kann furchtbare Folgen für mich haben."

„Wieso denn? Du bist hier in England ganz sicher."

„Ich bleibe nicht hier, sondern reise sofort nach Deutschland zurück."

„Unsinn."

„Nein, kein Unsinn! Ich muß meinen Mann noch einmal sehen und vor allem mein Kind retten."

„Deinem Kinde wird keiner etwas tun."

„Du irrst," antwortete Isabel mit fliegendem Atem. „Pedkuhnen und Karwinden liegen in Ostpreußen, nahe der russischen Grenze. In Ostpreußen werden die Russen sicher einfallen. Ich weiß sogar durch Joachim, daß die Deutschen das nicht hindern, sondern die Provinz wahrscheinlich zum Teil ausliefern wollen."

„Soso, das ist sehr wissenswert. Kannst du uns nicht noch mehr von den Absichten des preußischen Generalstabs verraten? Du hast dir gewiß noch manches gemerkt."

„Nein, gar nichts weiß ich. Dies schnappte ich einmal auf, und jetzt fällt es mir wieder ein. Bitte, Robert, reden wir nicht länger. Gib mir Geld und suche mir die besten Schiffe und Züge heraus."

„Das geht nicht."

„Warum denn nicht? Wer will mich am Reisen hindern?"

Lord Donald stellte sich breitspurig vor seine Schwester hin. „Ich!"

„Weshalb?" fragte sie erregt.

„Das könntest du dir selber sagen: solange du Gast bist in meinem Hause, bist du eine Engländerin, Lord Donalds Schwester; sobald du es aber verläßt, bist du Frau v. Königstein, eine deutsche Offiziersgattin, unsere Feindin und der Spionage verdächtig. Begreifst du das?"

„Nein. Ich verstehe nichts davon. Nichts will ich, wie ungehindert nach Deutschland reisen zu meinem Mann und meinem Kinde."

„Das hättest du früher tun müssen. Jetzt ist's zu spät."

„Weshalb? England führt nicht einmal Krieg mit Deutschland."

„In wenigen Tagen, vielleicht auch nur Stunden, wird unsere Kriegserklärung an Deutschland erfolgen."

„Traurig genug! Das macht mich aber nicht irre. Ich verlange nichts weiter von dir, Robert, wie Geld."

„Bedaure, Geld zur Reise nach Deutschland bekommst du nicht von mir."

„Aber ich habe nicht mehr genug."

„Desto besser."

„Mabel, hilf mir!" Isabel wandte sich in Ver-

zweiflung an ihre Schwägerin. „Du siehst ein, daß ich zu meinem Mann zurück muß?"

„In letzter Zeit war nicht viel davon zu merken, daß du Sehnsucht nach deinem Mann oder deinem Kinde verspürst," antwortete Lady Donald mit unverhohlenem Spott. „Außerdem kann ich Robert nur recht geben: wenn du dich auf einmal als Deutsche aufspielst, so gebietet uns die Vorsicht, dich vorläufig hier zurückzuhalten."

„Oh, ihr seid grausam, kalt, gefühllos!" rief Isabel empört. „Du hast gar keine Berechtigung, mir Geld zu verweigern, Robert. Seit Monaten hast du mir meine Zulage nicht mehr bezahlt."

„Und wo steht etwas davon, daß ich das tun muß?" fragte Lord Donald kühl. „Unser Vater sprach in seinem Testament den Wunsch aus, ich möchte für dich sorgen, weiter nichts."

„Es ist deine Ehrenpflicht, diesen Wunsch zu erfüllen."

„Das tue ich. Du lebst ganz frei bei mir, und ich hoffe, du bleibst auch in meinem Hause, wenigstens vorläufig, bis alles entschieden ist."

„Nein!"

„Wo willst du denn hin ohne Geld?"

„Das laß meine Sorge sein." — Ein spöttisches Auflachen Mabels entflammte Isabels Zorn. „Lache nicht so höhnisch!" schrie sie auf. „Ich verabscheue euch; ihr seid kaltherzig und eigensüchtig, denkt immer nur an euch und euer Behagen! Eure Frömmigkeit ist Heuchelei!"

Lady Donald stand auf, ganz eisige Würde und Erhabenheit. „Der Ton, in dem du zu mir sprichst und zu deinem Bruder, dem du alles verdankst, ist ungehörig,"

sagte sie gemessen. „Ich antworte nicht auf deine sinnlosen Beschuldigungen. Was ich antworten könnte, würde dir wenig gefallen."

Isabel beachtete ihre Schwägerin gar nicht. Noch einmal wandte sie sich an ihren Bruder: „Robert, um Gottes Barmherzigkeit willen, hilf mir, ich muß zu meinem Kinde! Gewiß, ich tat unrecht, es zu verlassen. Aber nun denke dich in meine Lage: das kleine hilflose Kind — man sagt, die Russen sind grausam — was kann alles geschehen!" Tränen liefen über ihr erblaßtes Gesicht, bittend streckte sie dem Bruder die Hände entgegen.

„Du bist aufgeregt," tadelte Lord Donald völlig ungerührt. „Das Kind ist bei den Verwandten deines Mannes wahrscheinlich vollkommen sicher aufgehoben."

„Wie kannst du das wissen?"

„Ich nehme es an."

„Weil es dir bequem ist. Zum letzten Male, Robert, laß mich fort und gib mir Geld!"

„Nein."

Isabel ging langsam nach der Tür.

„Wo willst du hin? Was wirst du tun?" rief Lord Donald ihr nach.

„Mir selber helfen," entgegnete Isabel mit finsterer Entschlossenheit. Ohne ein Wort weiter verließ sie das Zimmer.

„Was sie wohl vorhat?" fragte Lady Donald überlegend.

Lord Donald zuckte die Achseln. „Was kann sie tun? Briefe schreiben, jammern, sich fügen."

„Alle drei Dinge sind nicht nach Isabels Geschmack," meinte Lady Donald nachdenklich. „Vielleicht wär's gut, sie heute nicht aus den Augen zu lassen, damit sie keine unbesonnenen Streiche macht."

„Wenn sie das tun will, können wir sie nicht daran hindern. Einsperren kann ich sie nicht. England zu verlassen soll ihr schwer werden. Denn sobald der Krieg erklärt ist, wird man alle Deutschen, als der Spionage verdächtig, festsetzen. Dem wird Isabel sich nicht aussetzen, und ehe sie sich Geld verschaffen und abreisen kann, muß auch unsere Kriegserklärung an Deutschland längst erfolgt sein."

„Heute abend ist der Ball bei Lady Hamilton. Ob Isabel den mitmachen wird?" fragte Lady Donald nach einer Weile. „Offen gestanden wäre es mir lieb, wenn sie zu Hause bliebe."

„Weshalb? Glaubst du, daß Mr. Fitz James dann mit Dora tanzen wird? Vergebliche Hoffnung; der hat nur Augen für Isabel."

„Schlimm genug. Was soll daraus werden? Ein Skandal?"

„Nein, eine Scheidung und eine Heirat. Vielleicht ist eine Scheidung gar nicht notwendig — wenn die Russen gut schießen!" Lord Donald lachte behaglich. „Mr. Fitz James wäre mir ein sehr erwünschter Schwager. Dem brauchte ich keine Zulage zu zahlen; der ist reich genug, der pfeift auf die paar tausend Pfund."

„Das ist wahr. Aber Umschwärmen und Heiraten ist zweierlei."

„Bei Fitz James nicht. Er sprach schon ganz offen mit mir über seinen Wunsch, Isabel zu heiraten, sobald sie geschieden sei. Darum hab' ich Isabel auch den Brief ihres Mannes nicht gegeben, der vorige Woche hier eintraf."

„Was schrieb er denn?"

„Ich werde doch keine fremden Briefe öffnen!" verwies Lord Donald in tugendhafter Entrüstung. „Verbrannt habe ich den Brief, das ist alles."

Isabel ließ durch ihre Jungfer bestellen, sie fahre nicht mit auf den Ball und bitte die Herrschaften, sie bei Lady Hamilton zu entschuldigen.

Als Dora, die einer Erkältung wegen nicht mitdurfte, die Absage der Tante erfuhr, fühlte sie sich sehr getröstet. Der Gedanke, daß die im stillen beneidete und bewunderte Tante in dem entzückenden blaßgelben Kreppkleid mit goldenen Kornähren tanzen sollte, während sie mit einem schmerzenden Hals im Bett lag, war ihr unerträglich gewesen. Schon für das Fest gekleidet, sagte Lady Donald der Tochter gute Nacht. Dora, die leidenschaftlich gern tanzte, tat ihr leid.

„Soll ich Isabel bitten, zu dir zu kommen?" fragte sie noch beim Hinausgehen.

„Ach, Tante Isabel ist ja so eigensüchtig; die fürchtet, sich anzustecken," meinte Dora übellaunig.

„Nun, dann Miß Smith? Die könnte dir vorlesen."

Auch das lehnte Dora ab. Miß Smith kam über „David Copperfield" und „Vanity fair" nicht hinaus, und Dora hatte sich doch schon eigenmächtig aus ihres Vaters Bücherei mit einem ganzen Stoß Lesestoff versehen, von dem sie sich reizvolle Stunden erhoffte. „Bel ami" von Maupassant, „Rings um die Ehe", „Meine Tante als Venus", das waren einige von Papas „Sonntagsbüchern", die Genuß versprachen und gleichzeitig eine Übung im Französischen bedeuteten. Dora wickelte sich in die seidene Decke und vertiefte sich in eines der Schriftwerke so sehr, daß sie sogar das Fortrollen des Wagens, der ihre Eltern zum Ball brachte, nur mit einem kurzen Seufzer begleitete. Ein Hupensignal rief sie in die Wirklichkeit zurück. Das Zeichen kannte sie, hatte es oft genug gehört und sich den Klang

genau gemerkt. Sie stand auf und lief ans Fenster, das nach dem Garten hinausging. Richtig: am Seiteneingang hielt Mr. Fitz James' Auto. Die Laternen glühten wie feurige Augen durch die Dunkelheit. Der nicht abgestellte Motor arbeitete noch. Der Fahrer stand am Gitter, die Hand auf die Türklinke gelegt. Er trug eine Schirmmütze, tief in die Stirn gedrückt. Der weite staubfarbene Mantel verbarg seine Gestalt, und doch kam etwas in der Haltung Dora merkwürdig bekannt vor. Ein Argwohn durchzuckte sie; regungslos verharrte sie am Fenster. Was wohl weiter geschehen würde?

Sie brauchte nicht lange zu warten. Aus dem hinteren Ausgang des Hauses, der nur von der Dienerschaft benützt wurde, löste sich eine dunkle schlanke Gestalt, eine dichtverschleierte Dame, die eine anscheinend schwere Handtasche trug. Ein Streifen Laternenlicht fiel auf ihr Gesicht und das helle Haar: Isabel!

Der Wagenlenker ging ihr entgegen, nahm die Tasche ab und stellte sie in das Auto. Lady Isabel stieg ein. Der Fahrer kurbelte an und schwang sich auf den Vordersitz. In diesem Augenblick erkannte Dora deutlich Fitz James' scharfgeschnittene Züge unter dem Mützenschirm. Der Gedanke, nach der Klingel zu laufen, die Dienerschaft herbeizurufen und die Eltern zu benachrichtigen, durchzuckte Dora. Aber der Abscheu einer Engländerin vor einem Skandal ist zu groß. Sie beschloß, nichts zu sagen und die Rückkehr der Eltern abzuwarten. Mit heißen Wangen und klopfendem Herzen, das kaum geöffnete Buch auf der Decke, lag sie in ihrem Bett, als man laut an ihre Tür klopfte. Ohne Antwort abzuwarten und eiliger, als es sonst ihre Art war, kam die Jungfer herein.

„Dieses Telegramm kam aus Deutschland für

Mylord. Soll es zu Lady Hamilton gebracht werden, Miß Dora?"

Dora besann sich. Ihre Neugierde besiegte schnell jedes Bedenken. Sie öffnete das Blatt und las: „Ich bitte meiner Frau behilflich zu sein, damit sie sofort nach Pedkuhnen zurückreist. Joachim Königstein."

Nachdenklich wickelte Dora das länglich zusammengelegte Papier um ihre Finger.

„Der Bote wartet," erinnerte die Jungfer.

„Tinte und Feder," bat Dora. Und dann schrieb sie ohne Besinnen und ohne Bedenken: „Lady Isabel hat mit Mr. Fitz James ohne Vorwissen ihrer Familie Lord Donalds Haus verlassen."

Ruhig gab sie das gefaltete Blatt der Jungfer mit der Weisung: „Sagen Sie Mylord nichts von dem Telegramm, wenn er heute nacht zurückkommt. Er könnte erschrecken — und es war nichts Wichtiges."

Mit dem Gefühl, sehr klug und umsichtig gehandelt und dabei auch ein wenig ihr Mütchen an Isabel gekühlt zu haben, lehnte Dora sich in die Kissen zurück.

— — — — — — — — — — — — —

„Warum haben Sie mich zuerst hierher in Ihr Haus gebracht? Ich glaubte, Sie würden mich gleich zum Hafen fahren," rief Isabel beim Aussteigen. „Oder halten Sie es für besser, daß ich mit der Bahn bis Dover und von dort nach Ostende reise?"

Mr. Fitz James nahm Isabel die Tasche aus der Hand und öffnete ihr die Tür mit seinem Drücker. Das Auto ließ er stehen.

„Bitte einzutreten. Wir besprechen alles Nötige oben," entgegnete er mit einem gegen Isabels nervöse Unruhe auffallend abstechenden Gleichmut. „Meine Leute sind natürlich auf der Straße, um den Aus-

bruch des Krieges durch Geschrei mitzufeiern. Wir sind ganz allein und ungestört."

Er führte Isabel in das Wohnzimmer und knipste das elektrische Licht an.

„Wollen Sie mir jetzt den Grund Ihres telephonischen Hilferufs nennen, Isabel?" fragte er überlegen lächelnd. „Gab's einen Krach zwischen Ihnen und Ihren Geschwistern? Weswegen? Sie müssen bedenken, daß ich noch gar nichts weiß."

„Mein Bruder verweigert mir das Geld zur Reise. Und ich muß nach Deutschland zurück, noch heute nacht. Mr. Fitz James, helfen Sie mir, leihen Sie mir, bitte, was ich brauche!"

„Soviel Sie wünschen, Lady Isabel. Ich sagte Ihnen schon einmal, über alles, was ich besitze, können Sie gebieten."

„Danke. Ich wußte, daß ich Sie nicht vergeblich um Hilfe bitten würde."

„Wieviel Geld befehlen Sie?" Fitz James ging an seinen Schreibtisch und nahm einen Scheck heraus. „Ich zeichne jede Summe, die Sie nennen."

„Nein, einen Scheck auf der Bank einzulösen, das dauert mir zu lange. Bares Geld muß ich haben."

„Auch das steht zu Ihrer Verfügung, in jeder Höhe, für jeden beliebigen Zweck — einen einzigen ausgenommen!"

„Was soll das heißen?"

„Lady Isabel, Sie dürfen und können England jetzt nicht verlassen."

„Aber gerade das will und muß ich."

„Unmöglich. Dieser Krieg zwischen Rußland und Deutschland-Österreich ist nur der Auftakt. Das eigentliche Spiel beginnt, wenn England sich einmischt. Das

kann jede Stunde geschehen. Ich werde nicht zugeben, daß Sie jetzt in ein feindliches Land reisen."

„Meinetwegen geben Sie mir Ihren Diener als Begleiter mit. Alles will ich tun, aber fort muß ich, und zwar heute noch."

„Nein, Lady Isabel, dazu kann ich Ihnen weder Geld geben, noch sonst behilflich sein."

„Mr. Fitz James, ich rufe Ihre Ritterlichkeit an! Sie werden eine Dame nicht im Stich lassen?"

„Nein, vor allem nicht die Frau, die ich liebe."

„Lassen wir das, bitte! Ich spreche nur zu dem Freunde, der mir seine Hilfe versprach."

„Und ich wende mich an die Frau, die ich liebe, die mich an ihre Gegenliebe glauben ließ. Isabel, nehmen Sie Vernunft an! Ich bringe Sie, wenn Sie nicht bei Ihrem Bruder bleiben wollen, in ein Hotel oder zu Bekannten von mir, die Sie mit Freuden empfangen werden. Ich will noch mehr tun! Ich bin bereit, eine vertrauenswürdige Person nach Pedkuhnen zu schicken und Ihr Kind abholen zu lassen. Genügt Ihnen das?"

„Nein — außerdem würde man das Kind nicht ausliefern, jetzt ganz gewiß nicht."

„Nun dann warten Sie doch ab, wie alles kommt. Wenn Herr v. Königstein im Kriege fällt, gehört das Kind nur noch Ihnen."

„Mr. Fitz James, ich will nicht nur meines Kindes, sondern auch meines Mannes wegen nach Pedkuhnen. Ich muß meinen Mann noch einmal sehen, ehe er in den Krieg geht. Begreifen Sie das nicht?"

„Nein! Wie die Verhältnisse zwischen Ihnen beiden liegen, ist mir Ihr Wunsch unverständlich."

„Gerade weil nicht alles zwischen uns ist, wie es sein sollte, deshalb will und muß ich ihn sehen, ihn

sprechen, noch einmal seine Hand fassen. Bedenken Sie, daß es vielleicht das letzte Mal sein kann." Ihre Stimme versagte. Sie setzte sich in den Lederstuhl, den er ihr hinschob, und legte die Hände vors Gesicht.

Fitz James blieb eine Weile stumm, dann beugte er sich zu ihr nieder und zog ihre Hände fort. „In dieser Aufregung dürfen Sie keine Entschlüsse fassen," bat er. „Sie sehen heute alles verzerrt und verschoben."

„Morgen werde ich auch nicht anders denken, sondern ebenso fest entschlossen sein, nach Deutschland zu meinem Mann zurückzukehren. Mr. Fitz James, seien Sie barmherzig! Ich kann mich an keinen meiner Bekannten wenden; die würden mich sofort verraten. Ich habe fast kein Geld bei mir, mein Schmuck ist im Geldschrank meines Bruders eingeschlossen — ich bin in einer entsetzlichen Lage."

„Das finde ich nicht. Sowie Sie Ihren unglückseligen Plan aufgeben, ist alles in bester Ordnung: entweder der Tod oder die Scheidung macht Sie frei."

Isabel sprang auf und schob den Stuhl mit einem Ruck zurück. „Ich möchte gar nicht frei werden, zu meinem Mann will ich, zu meinem Kinde! Nichts anderes kümmert mich mehr, nichts anderes spielt noch eine Rolle in meinem Leben!"

„Und Sie glauben, ich werde auch wie auf einen Federdruck in eine Versenkung fallen und aus Ihrem Leben verschwinden, Lady Isabel? Da dürften Sie sich doch geirrt haben."

„Was wollen Sie damit sagen? Was soll das heißen?"

„Das soll heißen: Sie haben sich durch Ihr Kommen in mein Haus solchen Verdächtigungen ausgesetzt, daß Ihnen kein anderer Ausweg bleibt, als mich zu heiraten."

Fitz James zog die Uhr und hielt sie Isabel hin. „Es ist jetzt genau elf Uhr. Wir beide sind ganz allein in diesem Haus."

Sie sah sich verwirrt um, und ihre Stimme klang heiser vor Erregung: „Haben Sie mich — absichtlich in eine Falle gelockt?"

„Ich habe Sie in keine Falle gelockt, sondern bin auf Ihren Ruf hin zu Ihnen geeilt. Wo sollte ich Sie denn hinführen, um mich mit Ihnen auszusprechen?"

„Wenn ich das meinen Bekannten sage, erklärt es doch den Aufenthalt bei Ihnen."

„Wenn die's glauben! Hätten Sie diesen Glauben, Lady Isabel, wenn eine gute Freundin Ihnen ein ähnliches Märchen erzählte?"

„Das ist mir alles gleich; ich denke nur daran, zu meinem Mann zu kommen."

„Hm — und was wird Herr v. Königstein zu diesem Zusammensein sagen? Und dazu, daß Sie schon einmal in meinem Junggesellenheim Tee tranken?"

„Da war doch Ihre Schwester anwesend oder sollte es sein. Daß sie zufällig ausgegangen war, konnte ich doch nicht wissen."

„Ich auch nicht. Übrigens habe ich gar keine Schwester."

„Sie erzählten mir aber doch, Mrs. Breton sei Ihre Schwester, Ihr Schwager diene bei der Marine als Erster Offizier auf dem ‚Nigger'. Ich habe mir das ganz genau gemerkt."

„Eine dichterische Fabel. In der Liebe und im Kriege sind alle Mittel erlaubt, die zum Ziele führen."

„Wollten Sie meinen Ruf vernichten, Mr. Fitz James?"

„Nein, aber ich wollte zwischen Ihnen und Ihrem

Mann ein unübersteigliches Hindernis aufrichten, Isabel, zu Ihrem eigenen Besten, um Sie endlich zum Entschluß zu bringen."

„Das ist Ihnen gelungen," sagte sie langsam, fast feierlich. Ihre großen Augen sahen ihn starr, voller Empörung an. „Von heute an kenne ich Sie nicht mehr, Mr. Fitz James. Das ist mein Entschluß. Sie sind kein Gentleman."

„Was! Wiederholen Sie diese Worte nicht noch einmal!" rief er drohend. Dunkle Röte färbte sein blasses Gesicht.

„Oh, ich fürchte mich nicht. Ich sage es gleich noch einmal, daß ich Sie verachte," antwortete sie hochmütig. „Gegen mich haben Sie sich nicht wie ein Gentleman benommen, und Ihren Zweck haben Sie verfehlt! Ich werde selbst meinem Mann alles sagen, und er wird mir glauben."

„Leichtgläubigkeit soll allerdings eine deutsche Tugend sein," warf Fitz James hin. Sein Zorn über die Beleidigungen fachte sein Verlangen nach ihr nur noch mehr an. Seine Angst, sie zu verlieren, verwirrte ihn und raubte ihm die Selbstbeherrschung. Ehe sie es hindern konnte, schlang er plötzlich die Arme um sie und preßte heiße Küsse auf ihren Mund. „Das ist die Antwort auf die Beleidigungen," flüsterte er mit keuchendem Atem, „Sie blonder, kleiner Teufel, den ich anbete und nicht lassen will."

„Das werden Sie wohl müssen!" Sie schüttelte ihn von sich ab, stürzte ans Fenster und riß es weit auf. „Wenn Sie mir noch einmal nahe kommen, schreie ich um Hilfe."

„Machen Sie kein Aufsehen! Ich rühre mich ja nicht vom Fleck," versicherte Fitz James, dessen zorniger

Liebesrausch verflog. „Ich beschwöre Sie, seien Sie ruhig, Lady Isabel! Was wollen Sie tun? Biegen Sie sich um Gottes willen nicht so weit aus dem Fenster!" Er schob sie zurück, um das Fenster zu schließen.

Diesen Augenblick benützte Isabel, sprang nach der Tür, riß sie auf und lief wie gejagt den Flur entlang, die Treppe hinunter, zum Hause hinaus.

Eine Sekunde blieb Fitz James stehen wie versteinert vor Schreck. Sollte er ihr nacheilen? Nein. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, hielt ihn davon ab. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er mußte sofort Lord Donald von Isabels Flucht in Kenntnis setzen. Der konnte die Polizei und alle Behörden aufmerksam machen und ihre Abreise verhindern. Zum Glück entsann er sich, daß Lord Donald bei Hamiltons auf dem Ball war, zu dem auch er eine Einladung erhalten hatte.

Die Aufregung der stürmischen Szene mit Isabel sah ihm niemand an, als er im Frack, eine weiße Orchideenblüte im Knopfloch, den Ballsaal betrat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ganz erschöpft von ihrer schnellen Flucht blieb Isabel stehen und holte tief Atem. In diesem Tempo konnte sie unmöglich weiterlaufen. Obwohl man in London an manches gewöhnt war, fingen doch schon einige von den Fußgängern an, ihr erstaunt nachzusehen. Eine vornehme junge Dame, die läuft, als ob Feuer hinter ihr wäre, fällt mehr auf als Umzüge der Heilsarmee und plötzliche Bekehrungen auf offener Straße.

Isabel hatte gar nicht auf den Weg geachtet, nur fort wollte sie, soweit wie möglich weg von Mr. Fitz James' Haus. So fiel ihr jetzt erst auf, daß ihre Reisetasche in seiner Wohnung stehen geblieben war. Ihre Geldbörse steckte zum Glück in ihrem Mantel. Wieviel

Geld sie noch hatte, wußte sie kaum; jedenfalls nicht mehr genug, um England verlassen zu können.

Was nun? Mit geringen Geldmitteln und ohne jegliches Gepäck ein gutes Hotel aufzusuchen, das war unmöglich. Da ihr Bruder und Mr. Fitz James gewiß schnell die Polizei benachrichtigten und alles in Bewegung setzten, um sie wieder in ihre Gewalt zu bringen, konnte sie auch nicht zu Bekannten flüchten, die natürlich alle Lord Donalds weiterem Freundeskreise angehörten.

Während sie noch darüber nachsann und immer geradeaus weiterging, drängte sich zu ihrem Schreck ein Herr aufdringlich dicht an ihre Seite, sah ihr unter den Hut und flüsterte recht vernehmlich: „Eine so reizende Dame darf um diese Zeit nicht allein gehen. Gestatten Sie, Miß, daß ich Sie begleite?"

Isabel antwortete nicht und ging noch rascher. Aber der Herr blieb beharrlich neben ihr. An der nächsten Straßenecke konnte sie sich an einen Polizisten wenden, aber sie verwarf den Gedanken. Das machte Aufsehen, und das mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Sie fühlte das Blut in ihr Gesicht steigen bei jeder neuen unverschämten Bemerkung und Schmeichelei des fremden Menschen. Wie entsetzlich! War man solchen Beleidigungen auf offener Straße ausgesetzt, nur weil man jung, hübsch und unbeschützt war? Tränen der Scham traten in ihre Augen. Sie hielt es doch nicht länger aus, sondern blieb plötzlich stehen und sah ihrem Verfolger mit heißem Zorn gerade ins Gesicht.

„Wenn Sie mich nicht augenblicklich verlassen und Ihrer Wege gehen, rufe ich die Polizei," sagte sie so kräftig, daß der Herr unwillkürlich den Hut abnahm. Gleich darauf lächelte er aber höhnisch.

„Das lassen Sie wohl lieber bleiben, Miß. Mit der Polizei haben Damen, die nachts allein auf der Straße herumspazieren, wohl besser nichts zu tun. Kommen Sie mit mir, wir wollen zusammen speisen und ..."

Weiter hörte sie nichts mehr. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte sie auf den Damm und, trotz der Gefahr, jede Sekunde überfahren zu werden, auf den nächsten Polizisten zu.

„Schnell eine Droschke, ich habe mich verirrt und werde belästigt!"

Der Polizist nickte stumm. Ein schriller Pfiff — ein Hansom kam an. „Wohin, Miß?"

Ja wohin? — „In eine Damenpension will ich. Nennen Sie mir eine in der Nähe," bat Isabel.

Dem Polizisten kam die Szene sonderbar vor, aber es hinderte ihn doch etwas in Isabels Auftreten, sie mit weiteren Fragen zu behelligen. „Bedford Place, Miß Hills Damenpension!" befahl er dem Kutscher.

Isabel hatte das Stirnfenster herunterschlagen lassen, aber es wurde ihr zunächst doch nicht recht klar, wohin man sie fuhr. Nur, daß sie sich nicht allzu weit vom Britischen Museum, also in guter Gegend befand, das merkte sie.

Der Kutscher hielt vor einem Hause in der Bedfordsquare still. Isabel bezahlte ihn, viel zu hoch natürlich. Der Mann bedankte sich eifrig und zog die noch unmoderne Glocke an der Tür. Isabel kam gar nicht auf den Gedanken, man könne ihr die Aufnahme verweigern, und ließ den Kutscher ruhig abfahren.

Das Haus lag wie ausgestorben. Nur hinter einem Laden im ersten Stock schimmerte Licht. Eine endlose Zeit verging. Vier-, fünfmal zog Isabel vergeblich an der Klingel, bis sich endlich Schritte näherten. Ein

verschlafenes Dienstmädchen, das weiße Häubchen schief auf dem Kopf, öffnete die Tür nur halb. Isabel drängte sich in den Flur. „Ich muß Miß Hill sprechen."

„Miß Hill ist bereits zu Bett gegangen. Sie ist nicht mehr zu sprechen."

„Dann, bitte, weisen Sie mir ein Zimmer an für die Nacht. Morgen reise ich weiter."

„Hier ist eine Damenpension, wir geben kein Nachtquartier," entgegnete das Mädchen.

„Rufen Sie Miß Hill, bitte, sofort!" befahl Isabel, fest entschlossen, ein Unterkommen zu erzwingen.

In dem matterleuchteten Raum, in den das Mädchen Isabel nach einigem Zögern führte, saß ein junges weibliches Wesen vor einem Stoß Haushaltungsbücher, nickte der Eintretenden freundlich zurückhaltend ihren Gruß zu und schrieb trotz der vorgerückten Stunde eifrig weiter.

Alles im Zimmer machte einen strengen, etwas nüchternen Eindruck, die Teppiche, die Tapete, die gutgehaltenen Nußbaummöbel, die Kupferstiche an den Wänden, die alle Vorgänge aus der Heiligen Geschichte darstellten. Ein Christus aus Gips breitete seine segnenden Hände über dem Schreibtisch aus. Fromme Sprüche hingen unter Glas und Rahmen über dem Sofa. Der Anblick beruhigte Isabel über die Aufnahme, die sie hier fände. Der Sinn, der diese Bilder und Sprüche auswählte, mußte doch fromm und hilfsbereit sein.

Das Rascheln eines seidenen Rockes ließ Isabel aus ihren Betrachtungen aufschrecken. Sie wandte sich schnell um. Eine Dame in schwarzem Seidenkleid, mit langer goldener Uhrkette, eine Spitzenhaube auf dem glattgescheitelten grauen Haar, stand ihr gegenüber und sah sie mit zwei stechenden, dunkeln Augen mißtrauisch an.

„Ich bin Miß Hill. Was wünschen Sie um diese Zeit in meinem Hause?"

Isabel hielt der Pensionsvorsteherin die Hand hin. „Miß Hill, ich bitte Sie um Hilfe," sagte sie mit zitternder Stimme.

„Womit kann ich dienen? Und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Isabel nannte ihren Namen, das heißt nur den Namen ihres Mannes, und erzählte ganz kurz ihre Lage, daß sie ohne genügendes Geld in größter Verlegenheit sei und unverzüglich nach Deutschland zurückkehren müsse.

„Das ist ja sehr bedauerlich, meine liebe junge Dame," antwortete Miß Hill kühl. „Und es kann ja auch sein, daß sich alles so verhält, wie Sie sagen. Aber ich darf ohne Empfehlung niemand in meinem Hause aufnehmen. Das bin ich den Damen, die bei mir wohnen, und den jungen Mädchen, die mir anvertraut worden sind, schuldig."

„Ich versichere Sie, Miß Hill, alles verhält sich genau, wie ich sage."

„Möglich. Sie haben aber doch jedenfalls Verwandte hier, da Sie anscheinend eine geborene Engländerin sind?"

„Ja, an die kann ich mich aber nicht wenden, weil sie mich in London zurückhalten wollen."

„Dann erlaube ich mir, den Rat zu geben, sich dem Wunsche Ihrer Familie zu fügen, meine liebe junge Dame. Ihre Verwandten sehen die Verhältnisse wahrscheinlich richtiger an als Sie."

Isabel fühlte, daß gegen diese gepanzerte Unnahbarkeit und selbstbewußte Würde nichts auszurichten sei. „Geben Sie mir wenigstens für diese Nacht ein Zimmer,"

bat sie, mühsam ihre Tränen verschluckend. „Dann will ich morgen versuchen, mir Geld zu verschaffen, um nur rasch nach Deutschland zu kommen, zu meinem Mann und meinem kleinen Kinde."

„Auch diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen. Ich nehme keine Schlafgäste auf, sondern eben nur Pensionäre," antwortete Miß Hill eisig.

„Stoßen Sie mich in der Nacht auf die Straße hinaus?" fragte Isabel ganz trostlos.

„Ich wüßte nicht, welche Verpflichtung ich hätte, wegen einer mir völlig Unbekannten, die mir unter sehr sonderbaren Umständen nachts ins Haus stürmt, von meinen Grundsätzen abzuweichen."

„Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder zu gehen." Isabel wandte sich ab. Unter Tränen deutete sie auf den breitgedruckten Spruch über dem Sofa: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. „Miß Hill, haben Sie wohl schon einmal darüber nachgedacht, was diese Worte bedeuten?"

Miß Hill hielt es für unter ihrer Würde, darauf zu antworten. „Sind Sie mit Ihren Berechnungen fertig, Luzie?" wandte sie sich an das junge Mädchen, das die Bücher zusammenlegte.

„Noch nicht, Miß Hill. Den Rest beendige ich morgen."

„Heute soll das zu Ende gebracht werden."

„Bedaure, jetzt gehe ich nach Hause." Dann wandte sie sich freundlich an Isabel. „Warten Sie einen Augenblick, gnädige Frau, ich hole nur meinen Hut. Wir gehen zusammen. Mutter wohnt nicht weit von hier und wird sich freuen, Sie bei sich aufzunehmen. Wir sind Deutsche und lassen niemand im Stich, am wenigsten unsere Landsleute."

„Ich danke Ihnen — von ganzem Herzen danke ich Ihnen."

„Die Entschlüsse Ihrer Frau Mutter kann ich nicht beeinflussen," sagte Miß Hill ärgerlich. „Aber ich muß gestehen, es ist ein starkes Stück, tief in der Nacht mit einer wildfremden Dame anzukommen."

„Trotzdem wage ich es; ich kenne meine Mutter," entgegnete Luzie unbekümmert. „Gute Nacht, Miß Hill!"

Die Inhaberin des christlichen Hauses verschwand mit einem kurzen steifen Gruß.

„Alte scheinheilige Katze!" rief ihr Luzie halblaut nach, setzte den Matrosenhut auf, hing einen leichten Mantel um und faßte Isabels Hand.

„Kommen Sie, gnädige Frau, in zehn Minuten sitzen wir an Mutters Teetisch, und gleich darauf liegen Sie im Bett."

Die verwitwete Frau Pastor Franke enttäuschte das gute Zutrauen ihrer Tochter nicht. Sie empfing Isabel mit einer Herzlichkeit, als wäre sie ein längst erwarteter Gast und keine Fremde.

„Wen meine Tochter mitbringt, der ist mir willkommen," sagte sie einfach, mit einem liebevollen Blick auf das junge Mädchen. „Das hat sie von ihrem Vater geerbt. Der schleppte mir alles ins Haus: verirrte Kinder, verarmte Frauen, aber auch hungernde Vagabunden, kranke Katzen und Hunde. Gott segne ihn! Er hatte das beste Herz unter der Sonne."

Während Luzie ihr Zimmer in Ordnung brachte, erzählte Isabel der Frau Pastor Franke, was zum Verständnis ihrer seltsamen Geschichte nötig war.

„Wir werden schon Rat schaffen," tröstete die alte Frau. „Die kleine Mama muß schnell wieder zu ihrem

Kindchen und ihrem Mann zurück. Sie hätte beide nie verlassen sollen."

„Nein, ich durfte beide nicht verlassen," wiederholte Isabel traurig. „Werde ich sie wiederfinden und behalten dürfen?" Sie zog eine flache goldene Kapsel unter ihrem Kleide hervor und hielt sie geöffnet Frau Franke hin. Ein schöner dunkler Männerkopf, ein süßes kleines Kindergesicht mit halboffenem Mündchen sahen aus großen braunen Augen den Beschauer an.

„Viel Geld habe ich nicht im Hause, aber was da ist, gebe ich Ihnen," versprach Frau Franke. „Ich fürchte, Sie werden zweiter, sogar dritter Klasse reisen müssen."

„Gleichviel, ich bin mit allem einverstanden."

„Mir scheint es auch am besten, wenn Sie morgen früh gleich abfahren. Luzie schreibt Ihnen den ganzen Reiseweg genau auf und bringt Sie ans Schiff. Glauben Sie mir, ich kenne die Engländer. Mein Mann war Geistlicher an der deutschen Thomaskirche. Wir Deutschen sollen, sobald der Krieg ausbricht, ausgewiesen oder gefangen gesetzt werden. Das ist unser Schicksal. Luzie schreibt sich die Finger lahm für Miß Hill. Sie wird von der frommen Dame, die Sonntags zweimal in der Kirche sitzt, reichlich ausgenützt. Die meisten Engländer sind schlimme Heuchler und in ihren Führern nur darauf aus, Deutschland zu verderben."

„Ich bin eine geborene Engländerin, aber ich kann Ihnen nach meinen letzten Erfahrungen nicht unrecht geben," sagte Isabel niedergedrückt. „Wollen Sie nicht mit mir nach Deutschland reisen?"

Frau Franke schüttelte den Kopf. „Leider geht das nicht. Wir sind in der Hauptsache auf Luzies Gehalt angewiesen."

„Trotzdem wollen Sie mir Geld leihen?"

„Ja, gewiß, soviel ich irgend entbehren kann."

Isabel, die stolze Lady Isabel beugte sich nieder und küßte die verarbeitete Hand der einfachen Frau. Wenig später lag sie in Luzies schmalem Bett und drückte mit einem wohligen Gefühl des Geborgenseins den Kopf in die kühlen Kissen.

Am anderen Morgen schien die Sonne so freundlich ins Zimmer, daß sie ganz heiter erwachte. Frau Pastor Franke brachte ihr den Tee ans Bett, und Luzie packte die notwendigsten Kleinigkeiten für die Reise in eine Handtasche, die Isabel mitnehmen sollte. Hartnäckig wies das junge Mädchen den Ring zurück, den Isabel ihr zum Dank geben wollte.

„Schreiben Sie uns, gnädige Frau, ob Sie glücklich angekommen sind und Ihren Mann noch gesehen haben und ob Baby seine Mama wiedererkannte," bat Luzie.

Herzlich nahmen die beiden Frauen Abschied, und Luzie brachte Isabel dann zur Anlegestelle der Dampfer der Hamburg=Amerika=Linie.

Isabel winkte mit ihrem Taschentuch, solange sie noch die Gestalt des jungen Mädchens erkennen konnte.

Wie ganze Städte dehnen sich die langgestreckten Gebäude der Docke an der Themse aus. Das Leben und Treiben am Hafen von London, am Haupteingang der Docke, an dem sich Tausende von Menschen jeden Morgen um sechs Uhr aus allen Teilen der Erde versammeln, weiße, braune, schwarze, die sich ihr Brot durch Arbeit verdienen wollen, fesselte Isabel, so oft sie es auch schon gesehen hatte. Ein Gefühl von Stolz, dieser durch seinen Handel die Welt beherrschenden Nation anzugehören, wallte in ihr auf, wurde aber gleich wieder verdrängt durch einen gewissen Abscheu, den die Erinnerung an ihre letzten Erfahrungen in ihr auslöste.

Nie anders als mit Schmerz und rückblickender Sehnsucht hatte sie bisher die grüne Küste Englands entschwinden sehen. Heute hob ein erleichterter Atemzug ihre Brust, als Wasser und Himmel in grausilbernem Dunst zusammenflossen.

Die Heimat versank. Weiche Luftschleier wehten über die entgleitende Küste.

— — — — — — — — — — — — —

Schieben, Stoßen, Drängen auf den Bahnhöfen, überall militärisches Treiben, jeder Zug überfüllt. In langen Zwischenräumen ermöglichte man trotzdem die Personenbeförderungen.

In Hamburg mußte Isabel viele Stunden auf dem Bahnhof warten. Obwohl ihre Sehnsucht, ihr Ziel zu erreichen, groß war, wurde ihr die Zeit doch nicht lang. Unaufhörlich sausten Militärzüge durch. An allen Fenstern und Türen standen Soldaten in neuer feldgrauer Uniform. Kriegslieder wurden gesungen, und hurra, immer wieder hurra riefen alle. Die auf dem Bahnhof Wartenden stimmten ein. Tücher wehten, Tränen flossen, aber nirgends sah man ein verzagtes oder sorgenvolles Gesicht. Ein großes Gefühl beseelte alle. Diese Begeisterung riß mit fort. Auch Isabel ließ ihr Tüchlein flattern und drückte die für gebotene Erfrischungen dankenden Soldatenhände.

Es war, als ob all die harten Soldatenfäuste noch einmal eine weiche Frauenhand fühlen wollten in Erinnerung an die daheimgebliebene Mutter, Gattin oder Schwester. Alte Bauernfrauen mit großen Körben am Arm drängten sich gewaltsam durch. „Min Jung, Mutter ist dor!“ Speck, Würste, Äpfel, große Brote wurden hochgehalten und jubelnd in Empfang genommen. Auch diese Gebefreudigkeit wirkte ansteckend.

Isabel konnte nicht mehr mit leeren Händen dastehen. Obwohl ihre Barschaft dadurch bedenklich zusammenschmolz, kaufte sie in der Bahnhofwirtschaft mehrere Kistchen Zigarren und verteilte sie unter die Soldaten, die sie dankbar und scherzend entgegennahmen.

War das zu fassen? Alle diese jungen, frischen Menschen gingen dem Tod, der Verstümmelung, günstigenfalls Gefahren und entsetzlichen Anstrengungen nicht nur mit festem Mut, nein mit einer geradezu jauchzenden Begeisterung entgegen!

Auf dem Bahnhof in Berlin war das Gedränge noch größer, beinahe lebensgefährlich.

Der Beamte am Schalter wies Isabel zurück. „Personenzüge gehen nicht mehr!"

„Ich muß aber die Garnison meines Mannes erreichen," flehte sie. „Wann gehen denn wieder Personenzüge nach Königsberg—Pedkuhnen?"

„Das weiß ich nicht. In einigen Tagen vielleicht." Dabei wandte sich der Beamte schon wieder von ihr ab zum nächsten Fragesteller.

Verzweifelnde Mutlosigkeit überkam Isabel. Ratlos stand sie da. Man drängte und stieß sie.

Plötzlich machte das Publikum achtungsvoll Platz. Ein General betrat mit seinem Adjutanten die Bahnhofhalle. Er kam dicht an Isabel vorüber. Ob sie den um Hilfe bitten konnte? Er war Offizier wie ihr Mann. Vielleicht kannte er ihn sogar. Rasch entschlossen lief sie ihm nach.

„Exzellenz, was soll ich anfangen? Ich muß nach Pedkuhnen zu meinem Mann und komme nicht fort."

Der General sah in das schöne, bittende Gesicht. „Wer ist Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau?" fragte er freundlich.

„Ulanenrittmeister v. Königstein. Vielleicht ist er schon ausgerückt; aber ich muß doch versuchen, ihn noch zu treffen, und mein kleines Kind ist auch in Ostpreußen."

Der General dachte nach.

„v. Wilding," stellte sich der General dann selbst vor. „Kommen Sie mit mir, gnädige Frau! Unser Weg geht über Königsberg—Pedkuhnen. Wir rücken zusammen und schaffen für Sie Platz — nicht wahr, lieber Stein?"

Der Adjutant verbeugte sich und ging schnell voran an den Zug. Da wurde rasch Rat geschafft. Der General übernahm die Vorstellung, und Isabel bekam den besten Eckplatz am Fenster. Einer der Offiziere schob ihr ein schnell aufgeblasenes Luftkissen in den Rücken, ein anderer hob ihre schwere Reisetasche ins Netz, ein dritter warf sogleich seine angerauchte Zigarette zum Fenster hinaus.

Eine eigene Scheu hielt Isabel davon ab, einzugestehen, daß sie eine Engländerin sei. Sie drückte sich in ihre Ecke und schloß die Augen, um die Herren nicht zu stören. Die Offiziere glaubten sie schlafend und sprachen mit halblauter Stimme weiter. Aber Isabel verstand trotzdem jedes Wort. Die Unterhaltung drehte sich um die letzten Vorgänge: um die Depesche des Kaisers an König Eduard und Lord Grey, um das treulose England, das seinen alten Waffengefährten von Belle-Alliance nicht nur im Stich ließ, das vielmehr selbst den Weltbrand entfachte, um das beneidete Deutschland zu vernichten.

Habsucht, Herrschsucht, Treulosigkeit, Verrat, Heuchelei, alle diese schnöde Eigenschaften bezeichnenden Worte fielen unaufhörlich in Verbindung mit England. Weder über Frankreich noch Rußland wurden harte Urteile

laut; nur England haßte, ja verachtete man aus tiefster deutscher Seele.

Isabel öffnete die Augen mit so erschrockenem, traurigem Blick, daß es den Herren auffiel.

„Was fehlt Ihnen, gnädige Frau?" fragte der General teilnehmend. „Ist Ihnen nicht wohl? Sollen wir ein Fenster öffnen?"

„Nein. Ich kann nur Ihre Güte und Freundlichkeiten nicht annehmen und Sie dabei betrügen," sagte Isabel. „Ich bin eine Engländerin: Lady Isabel Donald."

Eine Sekunde zögerte der General mit der Antwort, dann hielt er der jungen Frau die Hand hin. „Gnädige Frau, Sie sind die Frau eines Kameraden. Das genügt uns allen."

Die übrigen Offiziere stimmten lebhaft bei.

Isabel senkte die langen Wimpern. „Es ist hart, solche Urteile über sein Vaterland anhören zu müssen," sagte sie mit erstickter Stimme. „Aber noch viel härter ist es, nicht widersprechen zu können. Ich habe den großen Ereignissen verwandte Erfahrungen in meiner Heimat machen müssen, und jetzt freue ich mich, daß ich einen deutschen Namen tragen darf."

Herr v. Wilding küßte ritterlich die kleine Hand, die noch in der seinen lag. „Unser erster Sieg über England!"

Alle Städte, die sie durchfuhren, boten immer dasselbe Bild: wehende Fahnen, tücherschwenkende, den endlosen Soldatenzügen zujubelnde Menschen; überall Begeisterung, Zuversicht, mustergültige Ruhe, Umsicht und Ordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Die feindliche Spionage

Eine völkerrechtliche Studie von Wilhelm Fischer

Mit 9 Bildern

Als sich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges im Reichsgericht zu Leipzig die Landesverrats- und Spionageprozesse auffällig häuften, war es nicht schwer, die „dunklen Wolken am politischen Horizont" zu erkennen und Sturm zu prophezeien. Das war vor allen großen Kriegen so.

In den Jahren 1885 bis 1888, als General Boulanger und Madame Adam, die alte Freundin Gambettas, und ihr Helfer, der französische Vorleser Gérard, zum Kriege trieben, als es durch gefälschte Briefe gelungen war, den Zaren Alexander III. zu betören und gegen Bismarck und Deutschland mobil zu machen, ging es nicht anders zu.

Bis in die letzten Jahre war Deutschland von Spionen, diesen Sturmvögeln des Krieges, heimgesucht. Daß diese Behauptung der Wahrheit entspricht, bezeugt Sir Robert Baden-Powell, Generalleutnant, Komtur des Bathordens, ehemaliger Militärattaché der britischen Botschaft und englischer Meisterspion, in seinen so schamlosen wie vom englischen Standpunkt aus unklugen Büchern: „Aids to Scouting" und „My Adventures as a Spy". Der ehrenwerte Sir hat in den letzten Jahren die deutschen Gaue, wie er selbstgefällig andeutet, gründlich ausspioniert und dabei den „Wert der deutschen Dummheit", wie er sagt, schätzen gelernt.

Wir haben Ursache genug, dem englischen Spion für seine Enthüllungen und — Belehrungen dankbar zu sein, denn der Wert der Dummheit besteht bei uns, wenn das Vaterland im Spiel ist, zu guter Letzt darin, daß er sich umwertet, daß er dem verneinenden Geist gleicht, der das Böse will und das Gute schafft.

Den letzten Endes doch fragwürdigen Spionage-kniffen und Ergebnissen der Baden-Powell und Genossen und ihrer Unterschätzung der Völker Österreich-Ungarns und Deutschlands verdanken wir zwar diesen Krieg nicht unmittelbar, beigetragen haben ihre Urteile indes doch wohl nicht wenig dazu. Ob der leidenschaftliche Wunsch, Deutschland zu vernichten, nicht doch den Blick und das Urteil ungünstig vorausbestimmt hat, darüber mögen die Beteiligten jetzt einmal nachdenken. Was Baden-Powell „wertvolle Dummheit" zu nennen für gut fand, liegt tief im deutschen Volkscharakter, der vertrauend ist, begründet. Unser Größter prägte das Wort: Sowie du dir nur selbst vertraust, vertrauen dir auch die anderen Seelen. Baden-Powells Selbstvertrauen scheint so stark gewesen zu sein, daß er bei seinen Spionagen heraus-hörte, was dieser Stärke entsprach. Wenn seinesgleichen uns hundertmal nötigte, solchen Schleichkünsten zu be-gegnen, ihre Ränke auszukundschaften, es ihnen gleich-zutun in manchem — an den Nerv des Volkscharakters rührte das nicht.

Als die Angelsachsen den Ur noch unter deutschen Eichen jagten, von Jagd und ehrlichem Krieg, nicht aber wie ihre entarteten, scheinheiligen Nachkommen vom „höheren Seeraub" lebten, war der „Lusmer" recht-los. Wer einen Lusmer — Lauscher, Spion — vor der Tür seiner Hütte oder in seiner Hofstätte in verdäch-tiger Weise „lauschend" antraf, durfte ihn „buß- und fehdelos" erschlagen.

Die österreichischen „Weistümer" erkannten dem-gemäß später noch als Recht, „ob ein Lusmer stund an eines Nachbarn Fenster oder vor seiner Tür und würde das der Wirth gewahr und ruft dreimal hinaus und spricht: Wer steht da? und der Lusmer meldet sich nicht,

sticht der Wirth hinaus auf den ungemeldeten Mann und sticht ihn zu Tod, so soll er auf den Stich oder Schlag legen ein Pfennig". Wer einen anderen erschlug, wurde mit hohem Wergeld gebüßt.

Der Lusmer war nur ein Verbrecher gegen den Hausfrieden, gegen die Sippe, unter Umständen das, was wir heute unter Friedenspion verstehen. Auf Kriegspionage setzte man wie auf Zauberei die Strafe des Feuertodes und in späteren Zeiten die der Vierteilung. Das römische Recht stellte ausdrücklich den Kundschafter, explorator, dem Verräter, proditor, gleich. „Trotzdem," sagt Zündel, „wird man nicht behaupten dürfen, die Römer wären sich nicht bewußt gewesen, daß ein Unterschied zwischen Kundschafter und Verräter bestehe. Nur hat der Unterschied juristisch keine Beachtung gefunden." Bezeichnend ist auch, daß die Römer kein Wort für das hatten, was wir unter Spion verstehen. Das Wort stammt aus dem althochdeutschen Verbum spehôn, speha, aus dem sich unser spähen für scharf, angespannt ausschauen bildete; andere Formen waren: spehôn (spiohôn, spichan). Aus dem deutschen spehôn stammt das romanische (italienische) spiare, das rhätoromanische spiar mit der Bedeutung: nachforschen. Aus dem französischen entstand das mittelenglische espien, spien und das englische spy. Aus Frankreich kehrte aus der französischen Soldatensprache des 17. Jahrhunderts das zu espion umgebildete Wort zu uns zurück. Dem heimischen Sprachgut wurde es bei uns unter Anlehnung an die italienische Form spione einverleibt. Ernst Moritz Arndt braucht noch das alte deutsche Wort: „Die Franzosen hatten über das alte Germanien ein Gewebe der Auflauerei und Späherei geworfen, in dessen weiten Falten

jene zischelnden und giftzüngelnden Würmer der Hinterlist und des Verrats verborgen lauerten." „In Haus und Familie griff Napoleon mit Willkür ein und umspann sie mit Späherei und Angeberei." Der besondere Begriff spia, spione entstammt dem mittelalterlichen Italien.

Die altdeutsche Gesetzgebung kennt bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein den Begriff der feindlichen Spionage überhaupt nicht. A. Züblin erklärt dies Schweigen damit, daß „man die Tötung des Spions als etwas Selbstverständliches betrachtete". Spione und Kundschafter selbst hat es immer gegeben. So heißt es im Artikel 78 des Reichstagsabschieds von 1500: „Es soll auch durch Reichsregiment Jemand zu dem Reichshauptmann Herzog Albrecht ins Feld mit Geld verordnet werden, zu notdürftiger Ausgabe als Boten schicken, Kundschaft zu machen." Das verpönte Wort „Spion" selbst treffen wir zum ersten Male in dem 1579 in Frankfurt am Main gedruckten „Corpus juris militaris oder vollkommenes Kriegsrecht der hohen Potentaten in Europa", wo es im Artikel 57 des „Koenigl. Majestät zu Dänemark Artickuls-Brieff" heißt: „Derjenige, so einen Spion oder Kundschafter oder andere verdächtige Personen im Lager oder Guarnisonen weiß, und dieselbe nicht alsobald einem seiner vorgesetzten höheren Offiziere anmeldet, soll mit schwerer Leibesstraffe, oder da es mit bösem Vorsatz geschehen, am Leben gestraffet werden." Aus Artikel 43 des Kurfürstlich brandenburgischen Kriegsrechts in demselben Werke geht hervor, daß man zwischen dem Spion und dem Verräter, der „schlimmer als der Feind sei", keinen Unterschied machte.

Hugo Grotius (1583—1645), der Vater des Völkerrechts, betonte in seinem „De jure belli et pacis" nur,

daß es erlaubt sei, Spione zu verwenden, daß es aber Gewohnheit sei, sie zu töten. Sein großer Kommentator Heinrich v. Cocceji (1644—1719) geht dieser Frage mehr auf den Grund. Er erklärt, daß die Tätigkeit oder die Aussendung eines feindlichen Spions nichts Unsittliches an sich habe — actus enim nihil turpitudinis habet. Wahrscheinlich meint er die Ausschickung, denn er fügt hinzu, daß man Spione zu töten pflege, weil sie Feinde seien. Damit wird zum ersten Male völkerrechtlich anerkannt, daß Spione keine Verräter sind, ihre Handlung also so wenig unsittlich ist wie die des Staates, der sie verwendet. Hier ist der Einfluß Machiavellis unverkennbar, der den Satz aufstellte: „Man muß sein Vaterland verteidigen, sei es mit Schande, sei es mit Ruhm; alle Mittel sind gut, wenn sie nur der Verteidigung dienen." Auch der englische Meisterspion sagt: „Ein guter Spion — ganz gleich, welchem Lande er dient — ist ein tapferer, schätzbarer Mann ... Die Spionage ist durchaus keine eintönige Sache und entbehrt — was sie zu einem reizvollen Sport (!) macht — in der Regel einer gewissen Romantik und der Aufregungen nicht. Bedenkt man weiter, welche unschätzbaren Dienste sie in Kriegszeiten dem Vaterlande leisten kann, so wird man zugeben müssen, daß die dem Vergnügen gewidmete Zeit nicht unnütz vergeudet ist."

Der Verfasser des Antimachiavelli, Friedrich der Große, war anderer Ansicht; er erklärte die Spione für Subjekte, die man gebraucht, aber nicht ästimiert.

Unter den vielen Abenteurern, deren dunkle Vergangenheit schwer zu erhellen ist und kein Licht verträgt, waren Leute, die, als weitgereiste Männer mit allen Hunden gehetzt, eine Schärfung der Sinne erworben hatten, mit der ihnen aufzuspüren und zu entdecken

gelang, was der beste Kriminalist nicht ausfindig machen würde. Das waren die Künstler der Spionage. Aber auch verkommene, nur geldgierige Subjekte aus dem Pöbel boten sich zu allen Zeiten als politische Agenten an. Auch ihrer wußte man sich zu bedienen, weil die Erfahrung bewies, daß sie manche wertvolle Nachrichten zu geben vermochten, die ihre mit feineren Mitteln arbeitenden, geriebenen Kollegen nicht erhielten.

Robert Baden-Powell deutet an, daß nicht selten Kellner die „Agenten des Nachrichtenbureaus" seien, was in vereinzelten Fällen wohl richtig sein mag, doch nicht schlechthin zu verallgemeinern angeht. Richtiger ist, was er über Militärspione berichtet, die er nach Gruppen in „strategische und diplomatische Agenten", „taktische Militär- oder Marineagenten", „Feldspione" und „Edelspione" einteilt. Von dieser letzten Gattung weiß der alte Diplomat zu sagen: „Es gibt immer eine Anzahl gewandter und gebildeter Personen, die durch Namen und Familienbeziehungen in die besten Kreise der Gesellschaft Zutritt haben. Ihre geselligen Talente, ihre Unbefangenheit im Umgang erleichtern ihnen oft, Dinge zu erfahren, die den amtlich beglaubigten Vertretern der fremden Macht verborgen bleiben. Solche Agenten sind in der Wahl ihrer Mittel oft weitherzig und nie ganz ungefährlich dem schönen Geschlecht; aber sie vermeiden weislich bei ihrem Tun, sich mit der Kriminalbehörde in Konflikt zu bringen." Nach Baden-Powells Auffassung muß ein Spion „zuweilen ein zweiter Sherlock Holmes" sein, und das sei es ja auch, „was seine Tätigkeit so anziehend" mache. Da der englische Meister seines Faches in seinen Büchern die Spionage als reizvollen „Sport" zu feiern weiß, werden sich nach dem Kriege durch solche Belehrungen

wohl nicht wenige seiner Landsleute diesem Sport zu widmen suchen. Die Tatsache, daß kein Mensch sich mit Spionage in irgend einer Form beschäftigen kann, ohne sein Ansehen zu verlieren, wird durch keinerlei noch so gewandte Lobpreisung aus dem Leben zu schaffen sein. Dafür brachte der Dreyfusprozeß unwiderlegliche Beweise. Die moralische Verkommenheit einzelner Personen, die durch ihn zutage kam, die üblen Streiflichter, die er auf die staatlich autorisierte französische Spionage und deren Betätigungsformen warf, fanden auch in Frankreich Worte des Abscheus und der ehrlichen Verachtung solchen verworfenen Tuns. Beachtenswert und bedeutsam an diesem „Zusammenbruch" war die Feststellung, daß sich die besten französischen Agenten als „Doppelspione" erwiesen haben, die neben ihrem Auftrag, in Deutschland für ihr Vaterland tätig zu sein, den ihnen bekannten deutschen Agenten nicht unwichtige Nachrichten aus Frankreich verkauften. Geld redet und riecht nicht. So mag das Geschäft der Doppelspionage heute noch blühen. Die politischen Chefs der amtlichen Nachrichtenstellen sind über die Möglichkeit solchen Doppelspiels wohl unterrichtet. Da aber diese nicht selten betrogenen Betrüger vom Ehrgeiz geleitet sind, nur zuverlässige Nachrichten zu liefern, braucht man sie wohl und dankt ihnen dafür, daß man sie nicht „ästimiert". Darin sind die Psychologie und der besondere Ehrbegriff von beiden Seiten so merkwürdig wie dehnbar, wie die ganze Art, welche die Leitung und Handhabung solcher „Geschäfte" erfordert, ihren besonderen Ehrenkodex aus natürlichen Gründen herausbilden mußte. Die amtlichen Hauptstellen verkehren nicht unmittelbar, sondern nur durch die Unterorgane der politischen Polizei oder durch Unterchefs mit den

Spionen. Der Verkehr zwischen ihnen und den Unterchefs geschieht mündlich, und auch diese Stellen verkehren nicht anders mit dem Spion, der seine Entschädigungen oft aus dritter und vierter Hand, nicht selten stark verkürzt, erhält. Wie der Straßburger Kanzleivorsteher Cabannes in seinem Prozeß erzählte, dem ich beiwohnte, hatte ihm ein Pariser Nachrichtenbureau für sein Material viertausend Franken angewiesen; in seine Hände kamen davon nur vierhundert Franken! Der nicht geringe Rest war in den „Kanälen", die zu ihm führten, hängen geblieben. Als der Oberreichsanwalt zwölf Jahre Zuchthaus beantragte, rang Cabannes die Hände und wimmerte: „Zwölf Jahre für vierhundert Franken, oh mon Dieu! oh mon Dieu!" Wem Geldgier Ehre und Gewissen betäubt und zum Verrat verlockt, der möge diesen nicht seltenen Fall bedenken. Meist ist der Verräter schon mit dem ersten Schritt so gut wie verloren. Mit jedem weiteren wird er immer mehr zum Sklaven und zuletzt das gleichgültig gebrauchte Opfer seines Auftraggebers. Geschickten Agenten mag es gelingen, sich zu sichern. Sie wissen es zu machen, daß Helfershelfer ihre Haut für sie zu Markt tragen — arme Betrogene, die sie noch übervorteilen und bestehlen, wenn der Goldstrom einmal im Flusse ist.

Ewig verlockendes, leicht erworbenes Gold ist es ja, wodurch die Spionage zur „Industrie" ward. Es gibt Spionenbörsen. Der Hauptsitz einer internationalen Spionenbörse war in Belgien. Wie durch Baden-Powell gewiß ward, bezahlte man alle von dieser Stelle aus erteilten wertvolleren Auskünfte mit hohen Summen. Wollte man über neue Befestigungen, Geschütze oder Schiffe Auskünfte haben, so wandte man sich an dies Büro, nannte den Preis, den man dafür zu geben

gewillt war, und zog von dort die Auskünfte ein. Im Sommer 1915 wurde in Genf ein Büro dieser Art polizeilich geschlossen. Lange Zeit hindurch wurden dem Vierverband von dort Mitteilungen, aber man bot ihm meist nur Erzeugnisse der eigenen Phantasie. Gegen betrügerische Agenten und falsche Nachrichten ist keine Regierung imstande sich zu schützen. Man muß sich genügen lassen, die Betrüger nicht mehr zu beschäftigen, denn Prozesse, die man zu fürchten hat, würden zum Schaden ja nur Spott und Beschämung gesellen. Eine einzige zuverlässige, rechtzeitig gebrachte Nachricht, sei es auf politischem Gebiet oder auf dem des Heerwesens, kann indes alle Verluste verschmerzen lassen, die unabwehrbar mit aller Spionage verbunden sind.

Man muß die Spionage als ein völkerrechtlich erlaubtes Mittel der Kriegführung unter die notwendigen Übel zählen, denn auch die neuere Spionagegesetzgebung geht von diesem Grundsatz stillschweigend aus, wenn sie auch, um der Gefährlichkeit der Spione willen, mit den schwersten Strafen nicht kargt. Spionage im Frieden wird nach den Landesgesetzen abgeurteilt; Friedenspion ist, „wer heimlich oder unter falschem Vorwande in einem fremden Staatsgebiete Geheimnisse ausspäht oder auszuspähen sucht, welche für einen eventuellen späteren Krieg von Bedeutung werden können, in der Absicht, sie einem anderen Staate mitzuteilen". Da die höchsten Zuchthausstrafen nichts fruchteten und „Edelspione" nur mit Festung bestraft werden, so dürfte es an der Zeit sein, daß unsere Gerichte neben der Strafe auch auf Ersatz des Schadens erkennen, den der Spion dem Lande zugefügt hat.

Der Kriegspion untersteht den Militärgesetzen; aber auch da hat die neuere Praxis das Recht der Begnadigung

durch den obersten Kriegsherrn noch gewahrt, so daß Todesstrafe nur in den schwersten Fällen vollzogen wird. Nach den Beschlüssen der Haager Konferenz vom 27. Juli 1899 wird als Kriegspion angesehen, „wer heimlich oder unter einem falschen Vorwand in dem Operationsgebiet einer Kriegspartei Nachrichten einzieht oder einzuziehen sucht, in der Absicht, sie der Gegenpartei mitzuteilen". Militärpersonen in Uniform, die in das Operationsgebiet des feindlichen Heeres eingedrungen sind, um sich Nachrichten zu verschaffen, sind danach nicht als Spione zu betrachten. Bestimmt wird ferner, daß der auf frischer Tat ergriffene Spion nicht ohne vorangegangenes Urteil bestraft werden kann.

Die Gemeingefährlichkeit der Spionage bedroht im Kriege jeden, der sie übt, mit Tod, im Frieden mit schwerer Zuchthausstrafe.

Um solcher Gefahr zu entgehen, bedarf es der geriebensten Tüchtigkeit und des größten Geschickes, sich zu verkleiden. Vor allem aber ist für den Spion geboten, daß er im „Betretungsfalle" nichts „Überführendes" bei sich trägt. Der Spion muß seine Sache im weitesten Sinn auf nichts zu stellen wissen. Er muß damit rechnen, daß seine Regierung Ursache hat, ihn unbedingt zu verleugnen. Sein ganzes Wesen muß darauf gerichtet sein, den Feind, der im Kriege die Militärbehörde ist und im Frieden die Kriminalpolizei, zu übertölpeln.

Baden-Powell deckt nun in seinem, gelinde gesagt, seltsamen Buch*) die gestochenen Karten des edlen „Sports" auf und belehrt durch Bilder darüber, wie es ihm gelang, die Leute übers Ohr zu hauen. Mit so überraschender, zynisch-liebenswürdiger Offen-

*) Deutsch bei O. G. Zehrfeld, Leipzig.

heit gibt er seine Geheimnisse preis, daß man auf den Gedanken gerät, als giere vor allem persönliche Eitelkeit, Großsprechertum und Erfolgsucht bei seinen Landsleuten um Gehör, denen der Glaube erweckt werden soll, auch ihn unter jenen Edeln der britischen Nation im Gedächtnis zu bewahren, die dem tot gewähnten Löwen Deutschland den Eselstritt versetzten. Vielleicht auch wollte er nicht nur öffentlich sich den Ruhm sichern, an der Vernichtung des Hunnentums einen Anteil zu haben, sondern auch der Vergeßlichkeit seiner Regierung ein Mal setzen. Gleichviel, ob Eitelkeit oder andere Absichten den englischen Spion zur Veröffentlichung seiner Schrift trieben, er verdient auch bei uns, wenn auch mit anderer Wirkung, aus anderen Gründen als in seinem Heimatlande, gehört zu werden. Ein großer Teil der Bekenntnisse dieser schönen Seele dreht sich um die allen Gaunern notwendigen Künste der Entstellung und Verwandlung der persönlichen Erscheinung mit möglichst geringen Mitteln. Dieser Teil seiner Schrift wird von Einbrechern und ähnlichem Gelichter — allerdings nur von Anfängern im Handwerk — nützlich zu lesen sein. Vielleicht wird sich die deutsche Ausgabe des Sir Baden-Powellschen Buches in nächster Zeit öfter unter den Habseligkeiten kleiner Speicherdiebe finden. Der erfahrene Lehrer bringt in seinem Erziehungswerk zum Spionagesport Zeichnungen wie Abbildung 1 mit folgender Anweisung.

„Bei Verkleidungen kommt es weniger auf theatralischen Aufputz an, als auf die Fähigkeit, die Stimme und die ganze Art, sich zu bewegen, namentlich aber den Gang und das Aussehen der Rückseite völlig zu verändern. Eine Verkleidung mag so geschickt gewählt sein, daß der Mann, von vorn gesehen, völlig unkennt-

lich ist, und doch wird ihn ein scharfes Auge von hinten sofort erkennen. Anfänger lassen diesen wichtigen Punkt nur zu häufig außer acht. Die Figuren 1 und 3 stellen einewirkungsvolle Verkleidung der Vorderseite dar; die Rückenansicht der Figur 2 zeigt jedoch, wie leicht der Mann von einer hinter ihm stehenden Person wiedererkannt werden kann. Die punktierten Linien in den Figuren 4 und 5 sollen einen Anhalt dafür bieten,

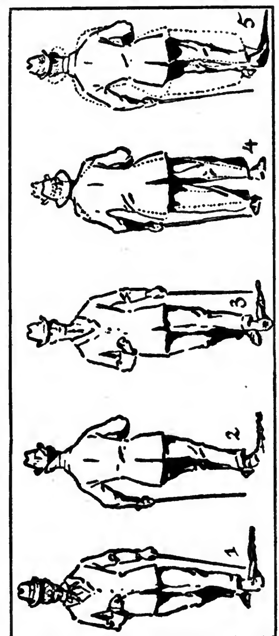


Abbildung 1.

in welcher Weise man sich durch Änderung der Kleidung und des Ganges auch von hinten unkenntlich machen kann."

Baden-Powell erzählt ein Abenteuer, das ihm auf der Reise im Abteil des Zuges begegnete. Man hatte ihn, wie er fühlte, erkannt. Es gelang ihm, im Wartesaal sich in wenigen Minuten so zu entstellen, daß er sich der Verfolgung entzog (Abbildung 2). Eine andere Zeichnung des Buches sucht bildlich — in höchst überflüssiger Weise übrigens — wiederzugeben, wie er sich, als ihn ein Posten in der Nähe eines Schießstandes abwies, betrunken stellte; er bespritzte sein Gewand mit Fusel, spielte den Betrunkenen und entkam.



Abbildung 2.

Wenn auch die einfacheren Verkleidungen vorzuziehen sind, so empfiehlt er doch auch das Ankleben eines falschen Bartes oder Veränderungen des natürlichen Barthaares, wobei als nicht unwichtig erklärt wird, durch Entstellung der Augenbrauen, Stirne und des Hinterkopfes sich wirksam vor Entdeckung zu sichern (Abbildung 3).

Das Handwerk des Spions muß sich derselben alt-

herkömmlichen Künste, Mittel und Kniffe bedienen, wie sie alles lichtscheue Gesindel, gewerbsmäßige Trüger und Täuscher, Bauernfänger und Highwaymen = Straßen=



Abbildung 3.

räuber seit alter Zeit brauchten. In der Gaunersprache nennt man „einem einen Zinken stecken", ihm ein Zeichen geben. Das erste der in Abbildung 4 dargestellten Zeichen, das in den Erdboden, an Baumstämmen, Wänden oder Torpfosten eingekratzt wird, will besagen, daß „vier Schritte von dieser Stelle nach der Pfeilrichtung eine Nachricht verborgen liegt". Das zweite warnt davor, einen Weg nicht weiter zu begehen. Es bedeutet: „Nicht diesen Weg." Das dritte der Zeichen birgt den Sinn: „Ich bin nach Hause zurückgekehrt." Trifft der Spion an einem Baum, der am Wege steht, ein Stückchen Rinde ausgeschnitten und ein paar aufeinanderliegende Steine, so macht ihn das sicher, die richtige Fährte zu verfolgen. Andere „Wegmarken", ein Pfeil auf dem Boden, ein geknickter Zweig oder ein zum Knoten verschlungener Grasbüschel, vermitteln das gleiche. All diese Dinge ließen sich aus bekannten Werken über die Gaunersprache

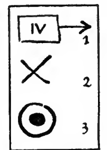
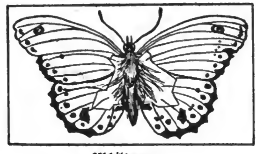


Abbildung 4.


Abbildung 5.

reichlicher belegen, als es in den Schriften von Sir Baden-Powell geschehen ist.

Beachtenswerter sind die scheinbar harmlosen Zeichnungen von Geländelagen und Befestigungen, deren unverdächtige Erscheinungen den Spion sichern sollen, wenn irgend ein Verdacht zur Ursache seiner Verhaftung an Ort und Stelle führen sollte.

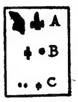
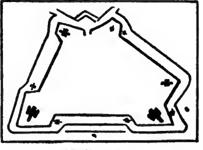
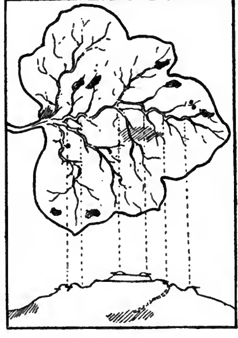


Abbildung 6.

In Baden-Powells Buch findet sich die Zeichnung eines Schmetterlings, der durchaus nicht den Eindruck macht, daß er Aufzeichnungen eines Befestigungsumrisses und Angaben über den Standort und die Stärke der Geschütze gibt (Abbildung 5). Die Zeichen auf den Flügeln zwischen den Linien sind ohne Belang. Die unmittelbar auf ihnen oder daneben eingetragenen „Flecken" und die kleineren oder größeren Punkte geben Aufschluß über Art und Größe der Geschütze. Diese Zeichen reden in folgender „Geheimsprache". Die Flecken A, B, C (Abbildung 6) bedeuten der Reihe nach: Festungskanonen, Feldkanonen und Maschinenkanonen. Der Umriß der Befestigung ist in der inneren Zeichnung des Schmetter-


Abbildung 7.

lings links und rechts vom Körper eingetragen. Die daneben stehenden „Flecken“ geben an, an welcher Stelle die Geschütze stehen (Abbildung 7). Der Kopf des Schmetterlings gibt die Richtung der Anlage nach Norden. Die beiden schweren Geschütze, die durch die großen „Flecken“ im unteren Flügel gekennzeichnet sind, stehen also in den Süd-


Abbildung 8.

vorsprüngen der ganzen Anlage. Auch das Efeublatt (Abbildung 8) ist eines der Kunststückchen Badens, für ihn Gefährliches, aber Wichtiges zu verbergen. Die Lage der Forts sind auch hier durch „Flecken“ angegeben. Die ohne Umriß schraffierten Stellen weisen auf Geländestellen im „toten Winkel“, wo Schutz vor Feuer gegeben ist. Die mit Konturen umzogenen schraffierten, harmlosen Flecken zeigen — wenn eine Blattrippe darin verläuft — den Standort schwerer Geschütze an; die kleinen ringartigen Gebilde deuten auf Maschinenkanonen. In einem anderen Fall „maskierte“ der englische Spion seine Angaben über eine Befestigung in der Skizze eines Glasfensters (Abbildung 9). Einzelne Stellen in der Ornamentik und

die Wappenfiguren geben Standort und Geschützgröße an. So deuten die Zeichen von A bis F nach der Reihenordnung: Fünfzehn-Zentimeter-Geschütze, Haubitzen, versenkbare Schnellfeuergeschütze, Geschosse zu zwölf Zentimetern, Maschinenkanonen und Scheinwerfer.

Das Buch Baden-Powells enthält auch noch die höchst unverfänglich scheinende Skizze nach dem Kopf eines Dualafalters. Unter die Zeichnung setzte er die Worte: „Kopf des Dualafalters, durch ein Vergrößerungsglas gesehen. Gefangen am 19. 5. 12. Etwa das Sechsfache der natürlichen Größe."

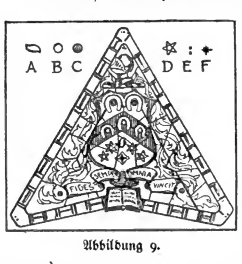


Abbildung 9.

Mit der letzten Zahlenangabe ist gemeint: sechs Zoll gleich einer englischen Meile.

Eine Stilprobe des Gentlemans zeugt von nicht allzu hoher Bildung. Er sagt, daß man in Deutschland für die „einfältigen Engländer, die in fremden Ländern herumwanderten, um Kirchen abzuzeichnen, Schmetterlinge zu fangen oder Forellen zu angeln, nur ein mitleidiges Lächeln wie für harmlose Schwachsinnige aufbrachte. Wären aber die Beamten, denen diese albernen Engländer sogar ihre Skizzenbücher zeigten, nur ein wenig mißtrauischer gewesen, oder hätten sie Augen im Kopf gehabt, dann würden sie wohl bemerkt haben, daß in die Blattrippen oder die Schmetterlingsflügel

der von dem englischen Botaniker oder Entomologen angefertigten Skizzen ganze Pläne von Festungen mit genauen Angaben über deren Ausrüstung in versteckter Weise hineingezeichnet waren".

Wohl das Beachtenswerteste dieser „Offenbarungen" ist ihre Veröffentlichung durch den Druck. Ob man diesen Aufnahmen nach Art und Form jenen hohen Wert zuzubilligen hat, und ob sie, wie Sir Robert Baden schreibt, „gute Dienste" erwiesen, steht Fachleuten an zu ermessen. Der beste Dienst geschah ihm wohl selbst durch den großen Absatz seiner entschleierten Geheimnisse. Hoffentlich wird die deutsche Übersetzung nicht Ursache werden, harmlose Schmetterlingsjäger, Angler und Botaniker in nächster Zeit zu belästigen, wenn auch größere Vorsicht gegen alle Möglichkeiten der Spionage geraten erscheint.

Wiederholt hat die deutsche Reichsregierung im letzten Kriegsjahre auf die Gefährlichkeit der Spionage hingewiesen. Wie wenig diese eindringliche Warnung bei uns beachtet wurde, dafür zeugen die höhnischen Bemerkungen eines englischen Spions, die während des Krieges fielen, wonach man bei mäßiger Vorsicht und für eine gute Zigarre von jedem Deutschen erfahren könne, was man wissen wolle. Wenn das auch nur geschmacklose Übertreibung genannt zu werden verdient, kann es doch dazu mahnen, die Zunge vor jedem nicht persönlich genau Bekannten zu wahren, und zwar nicht nur für den Augenblick, sondern auch für kommende Friedenszeiten.

❖

Sinn und Unsinn in Namen

Von Dr. Hans Schmidkunz

Wissen Sie, wen ich neulich gesehen habe und wo? Die kleine Lisel Lehmann mit ihren Freundinnen: der Addi Aronson, Fifi Fincke und Putzi Putzke, und zwar auf einem Ausflug in die märkische Schweiz."

Du schöne, einzige Schweiz! Wo immer einiger Wald mit ein paar Hügeln und Höhenwegen, einem Abhang und einem oder dem anderen See den anspruchslosen Naturfreund anlockt, tut man dir das Leid an, deinen stolzen Namen herabzuwürdigen und mit den unsinnigsten Verbindungen zu verketten. Du bist ein Fortissimo; doch die allermeisten „Schweizen", von denen in unserem Vaterland von West bis Ost die Rede geht, wovon in der Mark Brandenburg allein ein halbes Dutzend liegen sollen, einschließlich einer Stullenpapierschweiz bei Berlin, sind nichts weniger als ein Fortissimo, allenfalls ein Piano, zumeist bloß ein Pianissimo.

Gewiß, schön sind sie auf ihre Weise alle, auch die norddeutschen, die holsteinische, wie die bei Danzig gelegene kassubische, wie auch die neuerdings so vielgenannte ostpreußische oder masurische Schweiz, oft schöner, als die Komik des Namens vermuten läßt. Ich wünsche uns allen, daß wir uns einmal so recht nach Herzenslust etwa in der einen, ganz besonders schönen von den märkischen Schweizen, in der zwischen Neuruppin und Rheinsberg, tummeln könnten. Nur Schweizen sind sie nicht. So wuchtig die wirkliche Schweiz ist, so still und schlicht sind ihre norddeutschen Spieglungen. Wenn die sächsische, böhmische, mährische, siebenbürgische und so manche süddeutsche „Schweiz"

sich durch einen derartigen Namen auch weniger aufdringlich machen, ein etwas irre gewordener, unfreiwilliger Humor ist es doch, der in solcher Weise Unbekanntes durch Bekanntes verständlicher und anschaulicher und vor allem anziehender machen, das Kleinere in den Glanz des Größeren rücken will.

Kann man sich nun unter der oder einer Schweiz sehr vieles vorstellen, von dem immerhin etwas stimmen mag, so ist eine solche Namenübertragung, wie ernst sie auch gemeint sei, in vielen anderen Fällen geradezu lächerlich und geschmacklos, zum Beispiel wenn man den Semmering das österreichische Engadin nennt. Oder sie läßt umgekehrt mit einem gar zu weiten Griff schon nicht mehr recht wissen, was sie eigentlich will, beispielsweise wenn sie aus der deutsch-ungarischen Stadt Temesvar die Hauptstadt der schwäbischen Türkei macht.

Bildungsstolze ließen es sich seit langem nicht nehmen, altklassische Städte in der Heimat wiederzufinden. Ganz Mitteleuropa wurde mit neuen Athen-Städten durchsetzt. Neben Wien als dem Donau-Athen bekam beinahe jedes deutsche Land oder Provinzstück sein Athen, an der Elbe, an der Ilm, Pleiße, der Limmat und an vielen anderen Orten, und sogar Amerika sein Deutsch-Athen in Milwaukee. Dazwischen liegen so und so viele Rom-Städte, denen diese Bezeichnung zuteil wurde wegen irgendwelcher sieben Hügel, um ihrer Kirchen willen, wegen einer erträumten Weltbedeutung oder wegen der Musik, wie dies für Wien gelten soll; im fernen Osten gar soll Benares ein indisches Rom sein. Galt Wien längst als ein Capua der Geister, so wurde Frankfurt am Main von solchen, die dort keine Hochschule haben wollten, als ein Capua für die studierende Jugend bezeichnet.

Andere berühmte oder auch berüchtigte Städte des Altertums müssen zu anderen Kennzeichnungen herhalten. Nach dem alten Babylon, das längst unterm Sande ruht, sollen heutige Riesenstädte ein Babel an der Themse, an der Seine, an der Spree sein. Auch die uralte Trottelstadt Abdera will nicht sterben; nur will keine neuere Stadt es sein, und versuchte man solche Anspielungen, würden die neuesten Abderiten an der Seine oder die älteren einer berühmten Stadt nahe bei Berlin sich ernstlich erbosen. — Die umgekehrte Übertragung vom Neuen aufs Alte kommt begreiflicherweise seltener vor, so wie man etwa Alt-Korinth das griechische Hamburg nennt.

Auch das mittelalterliche Venedig hat wohl oder übel die Ehre der Patenschaft bei gar vielen Orten übernehmen müssen. Wo nur immer irgendwelche Bauten im oder am Wasser stehen, wo auch nur irgendwie der Anblick einer von Wasseradern durchzogenen oder nur von einem Wasser berührten Stätte an die „Königin der Lagunen" erinnert, findet man sicher den Namen der alten Adriabeherrscherin wieder, von Stockholm, dem nordischen Venedig, bis weithin nach Bangkok, dem asiatischen Venedig. Selbst ein Wendisch-Venetien gibt es: den Spreewald in der Mark. Wenn aber der Ort Mittersill im Pinzgau das salzburgische Venedig heißt, so geschieht dies nicht um seiner Meeresschönheit willen, wie bei Stockholm, sondern spöttischerweise ob seiner versumpften Umgebung.

Wie man Versailles in Nymphenburg als dem bayerischen oder in Ludwigslust als dem mecklenburgischen wiederfinden will, so wiederholt sich auch Potsdam, das selbst schon ein märkisches Versailles ist, mehrmals, so beispielsweise als das schwäbische in

Ludwigsburg, das von anderer Seite dagegen den Spitznamen Trutz-Stuttgart führt. Als Klein-London aber gilt wenigstens bei uns wohl einzig Hamburg. Wer das in Frisko — San Franzisko — ansässige Chinesentum hervorheben will, denkt bei dieser amerikanischen Stadt an das chinesische Kanton und nennt sie ein Klein-Kanton.

Das Aufblühen besonderer Industrien macht aus der sonst so bescheidenen Stadt Lemgo wegen ihres Buchverlages ein westfälisches Leipzig, sieht in Krefeld ein deutsches Lyon, in Chemnitz oder selbst in Kottbus ein deutsches Manchester, in Solingen ein deutsches und in Steyr ein österreichisches Birmingham.

Muß denn jedes Ländchen einen Abglanz von fremdem Weltruhm haben, so daß man geradezu ein Wörterbuch der unechten Landschaften und Weltstädte anlegen könnte? Wer einmal solch eine geographische Sammlung begonnen hat oder gar fertig zu haben glaubt, wird fast jeden Tag eine neue Schweiz oder Riviera kennen lernen, ein anderes Rom, Florenz oder Athen. So geht es auch dem, der diese Zeilen schreibt. Er hat vieles dieser Art zusammengestellt; allein wenn er sich lange mit Namen wie der „österreichischen Riviera" herumgeschlagen, so hat er doch noch nicht gewußt, daß es sogar eine japanische Riviera gibt, die bei Yokohama liegt. Selbst daß der beliebte Badeort Binz auf Rügen das nordische Sorrent und Passau am schönen Zusammenfluß von Donau, Inn und Ilz das Koblenz der Donau heißt, konnte er erst spät seiner Sinn- und Unsinnsammlung einfügen.

Wer für Südfrankreichs Schönheiten schwärmt und die Provence gut kennt, braucht deshalb nicht auch noch zu wissen, daß die provenzalische Crau als das Arabien

Frankreichs bezeichnet wird. Ebenso wird mancher Besucher Kairos keine Ahnung davon haben, daß Ägyptens Hauptstadt das arabische Paris heißt. Im übrigen ist die Zahl der über die ganze Welt zerstreuten Parise oder Klein-Parise — wir erinnern nur an Bukarest, das rumänische, an Schanghai, das ostasiatische Klein-Paris — nicht geringer als die der Schweizen oder Klein-Schweizen.

Begreiflicher und sinnvoller ist es, wenn Auswanderer, die in der Fremde draußen auf jungem Boden neue Niederlassungen gründen, solche nach der Heimat, den Orten ihrer Herkunft benennen. So entstanden in Amerika oder Südafrika Orte mit Namen wie London, Cambridge, Berlin. Oft mochten solche Taufen nicht ohne witzige Absicht geschehen sein, es konnten aber auch tiefere Beziehungen sein, die zur Wahl solcher Ortsbenennungen führten, so etwa, wie wenn Studenten sich nach altdeutschen Recken nennen. Allein es dauert nicht lange, so ist die Verwirrung da. Dann werden Zusätze und Erklärungen nötig, und die Nachkommen der Gründer würden froh sein, wenn jene durch ihre Gefühle anders geleitet worden wären.

Die Spielerei mit Vergleichsnamen wird von jeher mit besonderer Vorliebe auf Städte und andere Örtlichkeiten der Alpen angewendet. Lugano im schweizerischen Kanton Tessin soll ein deutsches und Krems ein österreichisches Nizza sein, die bayerische Stadt Schongau sogar in ihrer Aussichtsrampe ein Klein-Nizza haben, und das österreichische Mauterndorf im Lungau will wegen seiner vielen mittelalterlichen Bauten, ähnlich der Stadt Hall als dem tirolischen Nürnberg, ein salzburgisches Nürnberg sein, wie sich auch sonst die Nürn-

berge zu Dutzenden in der Welt finden. Es sei nur an Hildesheim und Danzig, jedes ein nordisches Nürnberg, erinnert. Auch die Florenze, Kioto als das japanische Florenz mit eingeschlossen, sind kaum mehr zu zählen.

Durch den großen Krieg wurden viele bisher ziemlich unbekannte Länder und Städte unserer Kenntnis rasch näher gebracht. Sofort war man mit ganzen Scharen von Vergleichen zur Hand oder setzte solche wenigstens fort. Galten die Japaner schon längst als die Preußen — oder auch Engländer — des Ostens, und erschienen später die Bulgaren als die Preußen des Balkans, so ließ die Erprobung der deutsch-österreichisch-ungarischen Freundschaft in den Magyaren die Preußen des Südostens sehen.

Als Belgien, wie schon so oft in der Geschichte, ein großes Schlachtfeld geworden, erinnerte man sich, daß sein südlich von Brüssel gelegener Teil bereits als die Lombardei des Nordens galt. Brüssel selbst war ja längst eines der Klein-Parise, und Mecheln galt als belgisches Rom. Die stille Kunststadt Brügge macht als das belgische Dresden ihre Verbeugung vor Deutschland, und die Fabrikstadt Lüttich ist das belgische Birmingham.

Paris war schon im Krieg 1870/71 auf eine noch ganz besondere Weise in dieses Vergleichungsnetz hineingeraten. Damals, als England sich in Deutschland zugunsten Frankreichs bemühte, wurde es als das Mekka der Zivilisation, das „Hirn der Welt" gepriesen. Mekka ist ohnedies einer der ehrenvollsten unter diesen übertragenen Namen, wie denn die Stadt Gießen zu Liebigs Zeit das Mekka der Chemiker war und in Amerika Deutschland als das Mekka der Wissenschaft — wenigstens vor dem Kriege — galt.

Seitdem das deutsche Hauptquartier nach St.-Quentin verlegt worden war, ist diese französische Provinzialstadt ein Klein-Berlin geworden, und die vielgenannte Stadt Albert soll als das nordfranzösische Lourdes dem Fremden vertrauter gemacht werden. Als alle belgischen Ministerien nach der französischen Stadt Le Havre kamen und dort im Viertel St.-André untergebracht wurden, bekam diese Stadtgegend, mit einer Anspielung auf London, den Spitznamen das belgische Whitehall, und als Frankreich seine neuen finanziellen Anstrengungen nicht eben von Erfolg gekrönt sah, schrieb am 2. Oktober 1914 eine deutsche Zeitung, Frankreich erlebe heute sein kapitalistisches Sedan.

England erscheint als ein neues Karthago. Sein Gibraltar hatte bereits ein Gegenstück an Helgoland, als dem Nordsee-Gibraltar, bekommen, und dieses kehrte in Lemnos als dem türkischen Helgoland wieder. Das nahe bei Konstantinopel landschaftlich höchst reizvoll gelegene Therapia aber will ein türkisches Monte Carlo sein.

Nicht unmöglich ist es, daß jetzt in den Vereinigten Staaten von Amerika gleich mehrere europäische Waffenplätze erscheinen werden. Bisher war Pittsburg das amerikanische Essen, und vielleicht wird auch das österreichische Essen — Steyr — eines schönen Tages als ein amerikanisches Steyr auftauchen.

Daß in der Donaumonarchie österreichische Niederlande gelegen sind, ist wohl auch jetzt erst allgemeiner bekannt geworden. Es sind dies die fruchtbaren, fast gartenartigen Niederungen der Küstenlande westlich vom Isonzo, die beim Ausbruch des Krieges gegen Italien als allzu arm an natürlichem Schutz dem Feinde von vornherein preisgegeben werden mußten.

Der nahe und fernere slawische Osten, der ja den Durchschnittsdeutschen in seinen Einzelheiten noch weniger bekannt ist als der Westen mit seiner älteren Kultur, gab Anlaß, den Bruchstücken unserer Kenntnisse durch heimische Anklänge aufzuhelfen. So geschah es mit dem altehrwürdigen einstigen Hochsitz des Deutschritterordens an der Nogat: seine „Lauben" wurden nach der bekanntesten Straße Berlins die Linden von Marienburg genannt. Solche Linden gibt es indes auch in Belgrad: die dortige Fürst-Michael-Straße nennt man die Linden Belgrads. Sonst denkt man in Serbien allerdings französischer und bezeichnet beispielsweise die Stadt Nisch als das serbische Bordeaux.

Daß es jemals in Deutschland ein Klein-Petersburg oder Klein-Petrograd geben könne, dachten sicher nur die Russen, als sie bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt in dem ostpreußischen Lyck dieser Stadt jenen schönen Namen gaben, der ja um so schöner sein mag, als St. Petersburg das nordische Palmyra sein soll. Mögen sie damit zufrieden sein, daß sie in der Nähe des deutschen Masurens ein ähnliches russisches Masuren haben oder hatten!

Westlich von Warschau, mit der Bedeutung eines „Schlüssels" zu dieser Festung, wie Ypern als der Schlüssel zu Calais gilt, liegt die Stadt Sochaczew; sie bekam im Februar 1915 den Namen „das Ypern des Ostens", weil sie drei Monate lang von den Deutschen beschossen und von den Russen gehalten worden war. In idyllischere Welten führt uns die Bezeichnung eines polnischen Trianons als das Landgut Arkadien der Familie Radziwill bei Warschau, in Galizien gibt es, wie auch in Russisch-Polen, eine polnische Schweiz, und zwar am nördlichsten Ausläufer der Karpathen

bei der Stadt Miechow. Auch ein Klein-Danzig: Ulanow am San, das diese Ehre genießt, findet sich dort. Daß endlich auch Lemberg seine Vergleichsverehrer findet, zeigt der ihm gegebene Name eines Prag ohne die Moldau, während Posen mit oder ohne Warthe das preußische Prag ist.

Auch im Frieden kann Ältestes und Neuestes nicht ruhen. Gilt's, eine alte Stadt auszugraben, gleich wird Pompeji zum Vergleich herbeigezogen und beispielsweise Agunt bei Lienz als das österreichische, das altspanische Numantia als das keltiberische, das mesopotamische Samarra als das islamische, Timgard als das afrikanische und Uxmal als das amerikanische Pompeji bezeichnet, oder der einstige Sitz des Königs Minos auf Kreta, die Stadt Knossos, als das kretische und die Totenstadt El Bagouat in der ägyptischen Oase Chargeh als das — von ihrem Entdecker so benannte — altchristliche Pompeji. Kaum spielte die Luftschiffahrt ihre neue große Rolle in unserem öffentlichen Leben, so gab es auch schon Glückspiele in einem eigenen „Monako der Flieger", das allerdings nichts ist als ein Café Senftleben in Johannisthal bei Berlin.

Besser geht es den städtischen Straßen. Unsinn und Unfug aber machen sich auch in ihren Namen zur Genüge breit. Von den vielen Orten, die das alte Berlin umringen und nun mit ihm zusammen die neue Großstadt bilden, mußte fast jeder seine nach Alt-Berlin führende Straße als Berliner Straße bezeichnen. Seinerzeit war das ganz berechtigt; nun aber ergeben sich auch daraus nur wieder Verwirrungen. Ein ganz besonders unkluger Gebrauch, die Benennung von Verkehrswegen nach zweifachen oder gar dreifachen Eigennamen, kam in neuerer Zeit noch auf. Unser ganzes Leben drängt nach

Beschleunigung, Kürze, Knappheit; was aber da eine Adresse bedeutet, bei der man sich mit dem Ungetüm einer Prinz-Louis-Ferdinand-Straße oder eines Doktor-Karl-Lueger-Platzes plagen muß, kann man auch dann spüren, wenn man nicht so und so oft derlei Umständlichkeiten zu schreiben gezwungen ist.

Die Lisel und die Addi und die Fifi und die Putzi, von denen die Rede war, machen es uns allerdings bequemer. Ganz recht, wenn wir in der Kinderstube nicht Eleonore und Wolfgang, sondern Lore und Wolf oder Lorchen und Wolfi rufen. Das hat seinen Sinn; ja wenn es bis zum Unsinn der tändelnden Kosenamen geht, so mag auch das dorthin noch passen. Nur für die Öffentlichkeit schickt es sich nicht. Haben wir doch meistens vergessen, welches unsere Namen eigentlich sind, welcher schöne Name aus alten Zeiten es ist, auf den diese Abkürzungen zurückgehen. Hans, Hugo, Kurt, Otto sind auch im öffentlichen Verkehr zu brauchen, obwohl sie einmal Johannes, Hugbald, Konrad, Otmar oder Otfried hießen und so im Taufregister stehen. Mit Buben und Männern ist das Gekose ja ohnehin bald zu Ende. Aber die Mädchen und Frauen! Die Franziska ist längst zu einer Fanni geworden und kann sich zur Not als solche auch noch vor der Öffentlichkeit sehen lassen. Vielleicht geht das bei Lina = Karoline ebenfalls noch. Netti und Rike indes blieben besser im Hause; wir kommen außerhalb der engsten Familie mit ihren eigentlichen Namen: der Antoinette und der Friederike doch immer noch leichter zurecht als etwa mit einer Joseph-Joachim-Straße.

Die Spielerei ist aber noch lange nicht zu Ende, Rike muß zu Rikchen verkost werden, aus Adolfine wird nicht nur eine Dolfi oder Fine, bald noch ein Dolfchen

oder Finchen; Magdalena wird erst eine Lena und dann ein Lenchen; Elisabeth gar wird immer kürzer: erst wohl zu Elise oder Lisbeth, Lisa oder Lise, Lischen oder Lisl und zuletzt Li. Solcher Namenverderbung sollten wir doch kein Recht über die Kinderstube und den engsten Kreis des Hauses hinaus zubilligen. In der Öffentlichkeit wird sinnlos, was in Haus und Familie seinen besonderen Klang haben mag.

Gut deutsche Namen tun not und sind auch im gewöhnlichsten Kalender schon so leicht zu finden, daß einer meiner Freunde jedem seiner Kinder — er hat über ein Dutzend — gleich ein halbes Dutzend heimischer Namen hätte geben können. Fremde Vornamen sind wirklich nicht vonnöten, auch wenn sie nur fremde Formen von Allerweltsnamen sind. Wir brauchen weder die italienische Ricarda, noch die englische Kitty oder Mary oder Nelly, noch auch die französische Claire oder Jeannette, Jenny und dergleichen. Das ist nicht nur eine der vielen Formen von Nachäfferei des Auslandes, sondern auch ein Vornehmtun, das nichts mit einer schlichten Emma oder Gertrud zu tun haben will. Darin sollten und könnten wir streng sein. Streng auch aus Rechtsgründen: feste Namen sind unbedingt nötig, so kann sich eine Tine dreifach aufklären: als Albertine, Bettina und als Leopoldine.

Kosenamen sind keine Spitznamen und haben kaum jemals den Sinn, der fast immer im Spitznamen liegt, mögen diese nun zur heimlichen Verständigung oder zur öffentlichen Hänselei dienen. Nur dürfen sie nicht wieder so werden wie die vielen Schweizen und Nürnberge in der weiten Welt. Fängt man erst einmal an,

von Friedrich Schiller als dem „deutschen Sophokles“ oder von Anton Tschechow als dem „russischen Maupassant“ oder von dem österreichischen Maler Grottger als dem „Chopin der Malerei“ oder gar von der Nonne Hroswitha von Gandersheim als dem „Wedekind des Mittelalters“ zu sprechen, so wird bald wieder Sinn zu Unsinn, der Spitzname zum Stumpfnamen.

❖



Der Herr Graf

Humoristische Skizze von Maximilian Bauer

Mit 3 Bildern von Rolf Winkler

Als Hans Dippold aus dem Gefängnis kam, konnte er sich in Berlin kaum zurechtfinden — kein Wunder, wenn man zwei Jahre in Waldheim gesessen hat!

Zunächst suchte er vergebens, auf eigene Faust irgendwelche Geschäfte zu machen, aber es fand sich nichts. Zuletzt versuchte er Zeitungen zu verkaufen, um wenigstens für ein paar Tage was man so einen anständigen Menschen nennt zu spielen. Wenn auch Kriegsberichte, Tagesblätter und Sonderausgaben begehrt waren, setzte er doch wenig ab, weil er als Anfänger keine Stammkundschaft hatte. Bald war sein letzter Groschen draufgegangen.

Er überlegte, ob es nicht besser wäre, sich wieder auf ein paar Monate einsperren zu lassen. Wenn das Essen nur ein wenig besser gewesen wäre, aber die ewige Mehlsuppe! Dippold schauderte, wenn er an die entsetzlichen Bohnen dachte, die man dort dreimal in der Woche bekam. Wenn er nur einmal vorher irgendwo gut und reichlich zu essen bekäme, einen Nachgeschmack davon mit nach Waldheim, in das graue Elendsleben mit hinübernehmen könnte! Aber darauf war kaum zu hoffen. Auf Treu und Glauben, auf sein Gesicht gab ihm, der mehr als schäbig und zerrissen aussah, kein Mensch einen Bissen ohne Geld. Umsonst grübelte er, es fiel ihm nichts ein.

Er bummelte durch den Tiergarten bis an den großen Stern und setzte sich auf eine Bank. Offenbar werde ich alt, dachte er. Wie leicht kam er sonst auf etwas Gescheites, und ihm fiel nichts ein, was irgend

ein vernünftiges Gesicht hatte. Lange brütete er in sich hinein, sein Ausdruck veränderte sich, er nickte ein paarmal, trommelte mit den Fingern auf die Banklehne, stand auf und war entschlossen, sein Glück zu versuchen. Er wartete die nächste freie Automobildroschke ab.

Als der Wagen hielt, blinzelte er dem Fahrer verständnissuchend zu und frug: „Wollen Sie hundert Mark verdienen?"

Der überflog mit einem Blick die merkwürdige Gestalt und überlegte. Ein Mensch, der solch fürstliche Trinkgelder geben kann, läuft nicht in zerrissenen Schuhen und ausgefransten Hosen; das kragenlose Hemd, die schmuddlige Weste, der schäbige Hut — der Kerl war sicher nicht klar im Kopf!

Dippold sah wohl, daß der Mann verblüfft war, und setzte seinen letzten Trumpf. Er reckte sich und sagte mit größter Ruhe: „Erholen Sie sich von Ihrem Schreck. Ich bin Graf Heimburg. Habe gewettet. Es dreht sich darum, ob mir's gelingt, so wie ich dastehe und ohne roten Heller in der Tasche, in einem guten Speisehaus ein feines Frühstück zu bekommen. Geht das, so sollen Sie hundert Mark haben. Der Wirt soll seinen Nutzen haben. Das verlorene Geld wird bei ihm verzehrt. Fahren Sie los."

Der Führer nickte. „Gewiß, Herr Graf, ich verstehe! Das ist ein glänzender, urberlinischer Witz! Wohin darf ich Sie fahren?"

„Wohin Sie wollen, aber ein vornehmes Speisehaus muß es sein, das ist Bedingung!"

„Paßt Ihnen das neueröffnete Börsenrestaurant, Herr Graf?"

„Schön, fahren Sie."



„. . . Ich bin Graf Heimburg . . .“

Dippold stieg mit großem Anstand in die Automobil-droschke.

Der Lenker fuhr, was die Maschine gab. Als er hielt, sagte er: „Lassen Sie mich mal vorausgehen, Herr Graf. Ich will erst dem Wirt, Herrn Petrenz, die Geschichte klarmachen, damit alles glatt geht.“

Der Wirt fand den Scherz vortrefflich und steckte dem Fahrer ein gutes Trinkgeld zu, um ihn zu ermuntern, ihm noch öfter so feine Herren zu bringen. Dann rannte er zur Tür, um den vornehmen Gast geziemend zu begrüßen und ihm beim Aussteigen zu helfen.

Das Speisehaus war an diesem Tage glücklicherweise voll eleganter Gäste. In der Nähe des Tisches, an dem Hans Dippold Platz genommen hatte, saßen zwei Automobilgrößen, eine bekannte Schauspielerin, ein Luftschiffer, der große Unternehmer und Spekulant Welzmann und Fürst Belgern. Geschäftig eilte der Oberkellner von einem zum anderen und flüsterte jedem die spaßhafte Neuigkeit zu.

„Glänzende Maske!“ sagte die Schauspielerin.

„Und doch Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle,“ näselte der Fürst und lächelte diskret.

Nur der Luftschiffer sah nicht auf, er berechnete eben auf der Speisekarte seinen nächsten Flug. Der Börsianer Welzmann hatte einen reichen Geschäftsfreund aus der Provinz zu Gaste; es lag ihm viel daran, ihn mit seinen Beziehungen zur feinen Welt zu verblüffen.

„Kennen Sie dies Original?“ fragte der Provinzler.

„Gewiß, wir sind sogar befreundet.“ Er grüßte vertraulich zu Dippold hinüber, der vom Nebentisch aus lächelnd dankte. Herr Welzmann unterhielt seinen Geschäftsfreund über die Verhältnisse des Grafen und seine Verwandten und Freunde und ließ so ein bedeutsames Licht auf seine eigenen Beziehungen fallen.

Ganz wohl und geheuer war es Dippold doch nicht in seiner Haut. Der Oberkellner und der Wirt standen schweigend neben seinem Tisch und warteten auf die



... Alles bewunderte seine Eßlust und lachte über die schlechten Gewohnheiten, die er beim Essen zeigte ...

Bestellung, und der brave Hans bemühte sich umsonst, die Speisekarte zu entziffern. Nicht wenige Namen der Gerichte waren für ihn mehr als böhmische Dörfer. Als ihm nichts Besseres einfiel, verlangte er Eisbein mit Sauerkohl. Wer davon erfuhr, fand, daß der sonder-

bare Gast seine angenommene Rolle glänzend durchführte, und Herr Petrenz schmunzelte über den spaßhaften Grafen.

Dippold sah wohl, daß man überall heiter war, und freute sich seines Erfolgs. Mutiger geworden, bestellte er die ganze Speisekarte von obenan, aß und trank was Zeug hielt, ohne nach rechts oder links zu schauen.

Alles bewunderte seine Eßlust und lachte über die schlechten Gewohnheiten, die er — wie man glaubte, seiner Rolle getreu — beim Essen zeigte.

Dippold war satt, trank noch eine Schale schwarzen Kaffee, kostete eine Auswahl feiner Liköre und füllte sich zuletzt noch auf höchst komische Weise die Taschen mit Importen.

„Die Rechnung!" rief er dem Oberkellner zu und paffte ihm ins Gesicht.

Man brachte die Rechnung auf einem silbernen Teller. Dippold sah sie lässig durch. Ganze einhundertfünfundvierzig Mark, das war der Mühe wert. Er ließ den Wirt kommen.

„Bester Herr, jetzt will ich Ihnen reinen Wein einschenken. Ich bin kein Graf, und die Geschichte mit der Wette war Schwindel. Ich heiße Dippold und bin vor ein paar Tagen aus dem Gefängnis entlassen worden. Bezahlen is nich. Ich habe keinen Pfennig. Lassen Sie auf meine Rechnung einen Schutzmann holen, damit er mich auf die Wache führt."

Der Wirt fand dies als den Höhepunkt des Scherzes und mußte sich alle Mühe geben, Haltung zu bewahren. „Herr Graf machen das vorzüglich. Ihre Wette ist mit Glanz gewonnen. Ganz fabelhaft!" versicherte er seinem Gast wieder und wieder unter höflichen Verbeugungen.

Da aber Dippold ernst blieb, nicht wankte und wich



„... Auf Wiedersehen, lieber Freund, heute abend im Klub!"
Damit schüttelte er Dippold freundschaftlich die Hand ...

und keine Miene machte, den Beutel zu ziehen, wurde die Lage doch schwül.

Da trat Herr Welzmann, der sich vor seinem schmunzelnden Geschäftsfreund keine Blöße geben wollte, dazwischen. „Machen Sie sich nicht lächerlich, Herr Wirt,“ sagte er. „Ich selbst habe mit dem Grafen gewettet. Geben Sie die Rechnung, ich bezahle als Verlierender. Auf Wiedersehen, lieber Freund, heute abend im Klub!“ Damit schüttelte er Dippold freundschaftlich die Hand. Das Personal begleitete den verblüfften „Grafen“ mit vielen Verbeugungen zur Tür.

❖

Das Seelenverhör

Versuche mit niederen Tieren und Kindern

Von Dr. Adolf Koelsch

Der Mensch, der sich dem Tiere nähern will, um seine Seele auszukundschaften, steht mit seinen Hilfsmitteln vorerst noch dort, wo der Wilde steht, der von der einen Seite eines breiten Sees auf die andere hinübergelangen möchte, aber noch nicht gelernt hat, ein Boot zu bauen, und ebensowenig schon fliegen kann. Er muß den Weg zu Fuß hinter sich bringen, rund um den See. Mühsam ist das. Und wenn man die andere Seite schließlich erklommen hat, beginnt erst die Arbeit. Denn man steht vor der fremden Seele wie vor einem Haus, das verschlossen ist, und niemand ist da, der wüßte, wo sie den Torschlüssel hingelegt haben. Was nun? — Der Findige macht sich in solchem Fall einen Dietrich zurecht und versucht einen Einbruch. In der Tat ist dies der Weg der modernen Psychologie.

Im folgenden werde ich von einigen solcher Einbrüche in die Seelen niederer Tiere berichten und was man dabei beobachtet hat. Bei jedem Versuch ist die Art, wie der Einbruch verübt wird, mindestens so fesselnd wie der Anblick, vor den wir uns nach Wegsprengung des Torverschlusses hingestellt sehen.

Zum Beispiel möchte man wissen, ob Küchenschaben die Fähigkeit haben zu lernen. Man begreift sofort, daß das gar nicht so einfach ist. Zwar ist die Küchenschabe ein leidlich großes Insekt, das Augen und stramme Fühler hat, aber wie soll der Mensch sich mit ihr in Beziehung setzen, wie ihr begreiflich machen, daß er mit ihr gewisse ganz friedliche Absichten hat? Nein, auf diesem Wege ist nichts zu erreichen. Denn der Mensch mag sich anstellen, wie er will, so wird er der Küchen-

schabe immer nur als eine große Wand erscheinen, als eine Art von beweglichem Nebelfleck, der bald von dieser, bald von jener Seite her die Aussicht verdunkelt und gewisse charakteristische Gerüche ausströmt. Ein Regenschirm oder ein Bügelbrett tut denselben Dienst und erregt bei dem Insekt das gleiche Maß von Beachtung. Aus diesen Gründen muß der Mensch sich selbst als Erscheinung ganz auszuschalten versuchen und die Küchenschabe mit List und gleichsam von hinten herum bei einem Lebenstrieb fassen, wo sie empfindlich ist, am einfachsten etwa bei ihrer Lichtscheu. Das Licht zu fliehen ist ihr so angeboren, wie gewissen Nachtschmetterlingen der entgegengesetzte Trieb eigen ist, sich ins Licht förmlich hineinzustürzen. Die Küchenschabe hält sich infolgedessen tagsüber in dunklen Löchern auf und kommt erst zur Nachtzeit hervor, um im Augenblick, wo man mit einer Lampe erscheint, Hals über Kopf in jene Zimmerecken davonzurennen, wo die Dunkelheit sich am engsten zusammenballt.

Szymanski, von dem die entsprechenden Versuche mitgeteilt wurden, baute hierauf seinen Plan. Er nahm eine große Kiste und teilte sie durch eine Querwand in zwei Hälften, wovon die eine hell, die andere vollkommen dunkel war. In der Querwand war unten ein Spalt, so daß die Tiere ohne weiteres vom hellen in den dunklen Raum hinübergelangen konnten. Nun war der Versuchskasten aber so eingerichtet, daß die Küchenschaben jedesmal, wenn sie die Schwelle zwischen der Hell- und Dunkelkammer zu überschreiten suchten, einen kurzen elektrischen Schlag erhielten. Das ist ihnen sehr unangenehm. Trotz dieser schlimmen Zugabe versuchten sie zunächst immer wieder, aus dem hellen Vorderraum in den Dunkelraum zu entkommen. Allmählich aber

trat in ihrem Benehmen eine grundsätzliche Wandlung ein. Nachdem sie beim Betreten der trennenden Schwelle oft genug von dem stechenden elektrischen Schlag empfangen worden waren, geschah es, daß sie, gegen das Dunkel rennend, vor dem verhängnisvollen Spalt plötzlich stehen blieben, unruhig mit den Fühlern wackelten und nach einigem Zögern — als wüßten sie, daß beim nächsten Schritt vorwärts wieder der stechende elektrische Strom durch ihren Körper führe — kurz entschlossen zurückspazierten ins Helle hinein. Mit der Zeit verhielten sich alle Tiere in dieser Weise; sie brauchten nur in die Nähe der Grenzlinie zwischen Hell- und Dunkelkammer zu kommen, so rissen sie aus und stürzten zurück in den Lichtraum.

Eine bestimmte Erfahrung hatte also ihr angeborenes Verhalten von Grund aus geändert. Auf der einen Seite trieb ihre angeborene Lichtscheu sie zwar immer wieder dazu an, die Dunkelheit aufzusuchen, sobald jedoch der Dunkelraum lockend vor ihnen lag, wurde auch die Erinnerung an den Schmerz wieder lebendig, der beim Versuch, die Grenze zwischen Hell und Dunkel zu überschreiten, wie ein Blitz vom Boden her durch ihren Körper gefahren war, und diese Erinnerung war so mächtig, daß sie lieber in dem unangenehmen Tageslicht sitzen blieben, als daß sie die gefährliche Schwelle noch einmal überschritten. Kurzum: sie hatten gelernt, daß der Käfigboden an einer ganz bestimmten schmalen Stelle Schmerz verursacht, und gingen nun dieser Stelle um jeden Preis aus dem Weg, auch dann, wenn der elektrische Strom gar nicht hindurchfloß. Gerade wie ein Kind, das sich an einem heißen Bügeleisen die Finger verbrannt hat, das Gerät meidet, auch wenn es kalt ist.

Ein anderes Problem. Welche Rolle spielt im Leben der Insekten ihr wunderlicher Gesang? Hören sie ihn überhaupt? Und wenn sie ihn hören, was drücken sie damit aus? Was bedeutet er ihnen?

Die Frage ist schon darum seltsam, weil die Sänger unter den Insekten nicht eben häufig sind. Die meisten dieser Tiere sind für menschliche Begriffe stumm, die tonerzeugenden aber sind gleich so gewaltige Musikanten, daß sie die Fluren zur Sommerzeit mit mächtigem Lärm erfüllen und jeder sie wenigstens dem Namen nach kennt; es sind die Heuschrecken, Bockkäfer, Zikaden und Grillen. Im Gegensatz zu den höheren Tieren sind sie dadurch ausgezeichnet, daß die Lauterzeugung nicht von einer Art Kehlorgan ausgeübt wird. Die Töne werden in allen Fällen wie auf einem Streichinstrument durch Reibung bestimmter Körperteile an rauhen Vorsprüngen der Flügeldecken, Hinterleibsränder oder Beine hervorgebracht; sie sind bald schreiend und scharf, bald schnarrend, rasselnd, pfeifend oder fast singend.

Von einigen dieser Musikanten — alle Käfer gehören hierher — stand seit längerer Zeit schon fest, daß sie ihre Stimme nur in Augenblicken der Gefahr oder des Schreckens vernehmen lassen. Andere aber, wie die Heuschrecken, Zikaden und Grillen, musizieren im Gegenteil gerade, wenn ihnen am wohlsten ist, sie machen dann ihre vielstimmigen Konzerte, viele am liebsten gerade in der heißesten Mittagszeit, manche vorwiegend nur am Abend vor Eintritt der Dämmerung, so daß empfindlichen Sommerfrischlern zuweilen Hören und Sehen vergeht. Mit Ausnahme einer einzigen Heuschreckenart sind es auch stets nur die Männchen, die sich musikalisch betätigen. Aber was suchen sie mit ihrem Gesang zu erreichen? Ist es so, wie der große fran-

zösische Insektenforscher J. H. Fabre meint, daß das Insekt seine Klangapparate „vor allem benützt, um seine Freude am Leben zu bekunden, um das Entzücken des Daseins zu besingen, wenn die Sonne seinen gefüllten Leib und seinen Rücken bescheint"? Feiert das Kerbtier in der Tat nur auf seine Weise das Leben? Oder gilt der Gesang einem bestimmteren Ding? Gilt er dem Weibchen? Hat der Musikant die bestimmte Absicht, gehört zu werden, weil sein Lärm entscheidenden Einfluß auf die Anlockung paarungslüsterner Weibchen hat?

Beobachtungen in dieser Hinsicht sprachen dafür, daß weibliche Tiere den Singsang tatsächlich hören und sich durch ihn bei der Gattenwahl beeinflussen lassen. Setzt man nämlich in ein Zimmer mit mehreren jungen Heuschrecken- oder Zikadenweibchen, die das Fortpflanzungsgeschäft noch nicht erledigt haben, ein zirpendes Männchen, so wandern sie von allen Seiten her auf den Sänger zu. Aber dieser Versuch ist nicht entscheidend, weil das männliche Tier die Weibchen möglicherweise ja auch durch seinen Duft anlocken kann. Da es indessen als unmöglich galt, die Geruchseinflüsse, falls sie im Spiel sein sollten, von der Mitwirkung auszuschalten, schien die Frage einer einwandfreien Lösung ganz unzugänglich zu sein.

Da hatte im vorigen Jahr Professor Johannes Regen in Wien einen ganz hervorragend guten Gedanken, der in diese dunkle Angelegenheit notwendig Licht bringen mußte. Er fragte sich, ob es möglich sei, die Zirplaute des Grillenmännchens durch das Telephon an einen entfernten Ort zu übertragen. Gelang es, die übertragenen Töne durch eine geeignete Schallvorrichtung wieder hörbar zu machen, und liefen die Weibchen dem Telephonschall ebenso nach wie den wirklichen Tönen,

so war unzweideutig bewiesen, daß tatsächlich der Gesang es ist, der sie anlockt, und nicht der Geruch. Denn das Männchen zirpte ja weit von dem Weibchen entfernt in ein Telephon hinein, und das Telephon leitet keine Gerüche.

In der Tat hatten die telephonisch übertragenen Zirplaute die gleiche Wirkung wie die wirklichen. Saß in einem Zimmer, ruhig fressend, ein Grillenweibchen und in einem sehr entfernten anderen Zimmer, von wo kein Schall bis zum ersten Raum dringen konnte, ein überaus lebhaft musizierendes Männchen, so verriet das Weibchen unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht durch das leiseste Zeichen, daß es vom Männchen etwas vernahm; es kaute ohne allen Anteil an seinem Mehlwurm. Wurde nun in einem Nebenraum, wo man von einem Fenster aus das Grillenweibchen ungesehen beobachten konnte, die telephonische Verbindung eingeschaltet, so daß der männliche Zirplaut auch für den Beobachter deutlich wie aus weiter Ferne zu hören war, so verließ das Weibchen, über dessen Paarungslust man sich vorher vergewissert hatte, seine Beutereste, stellte sich mit dem Kopf in der Richtung gegen den Schalltrichter und begann „äußerst langsam" auf diesen loszugehen. In einer Entfernung von etwa einem Zentimeter vom Telephon blieb es stehen, „wendete die Fühler dem Apparat zu, drehte überdies auch noch seinen Kopf, soweit es der kurze Hals erlaubte, nach rechts und lauschte in dieser merkwürdigen Stellung ziemlich lange regungslos anscheinend mit größter Aufmerksamkeit den tönenden Lauten". Nachdem es sich vollends überzeugt zu haben schien, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei, „ging es ganz zum Telephon hin und umkreiste es, wie wenn es das Männchen suchte". Jetzt wurde das Tele-

phon ausgeschaltet, mit dem Erfolg, daß sich das Weibchen, als das Gezirpe verstummte, von dem Apparat wieder entfernte. Als es weit genug war, wurde die Verbindung abermals hergestellt. Da drehte das Weibchen von neuem um und begab sich wieder zum Hörer, aus dem der Singsang hervorquoll ... Somit ist gewiß, daß die Tiere hören, und daß das Gezirpe sie den Weg zum Männchen hinfinden läßt. Der Gehörsinn selbst scheint im Fühler zu sitzen; ganz sicher ist das allerdings noch nicht erwiesen.

Mit ähnlich spitzfindigen, ganz unwahrscheinliche Schleichwege wandelnden Methoden hat man in neuester Zeit das Sinnen- und Seelenleben des neugeborenen Menschenkindes zu erforschen begonnen und hat ausgezeichnete Erfolge gehabt. Wie es um die Seelentätigkeit dieser kleinsten unserer Brüder und Schwestern steht, wie es vor allem um ihr Wahrnehmungsvermögen gegenüber Licht, Geräuschen und ähnlichen Einwirkungen der Umwelt bestellt ist, können wir auf unmittelbarem Wege ja nicht erfahren, weil die Möglichkeit zu sprachlicher Verständigung fehlt. Ja, wir können nicht einmal mit Sicherheit behaupten, ob in den ersten Stunden und Tagen nach der Geburt überhaupt etwas Besonderes sich da drinnen ereigne, weil die mimischen Bewegungen des Gesichts und der Gliedmaßen, in deren wechselnden Formen das Innenleben sich später mit zunehmender Eindeutigkeit spiegelt, in der allerfrühesten Lebenszeit nicht sehr ausdrucksvoll sind. Aber wie sollte man dann an die kleine verborgene Säuglingseele herankommen können? Wie sollte man sie veranlassen, ihren geheimnisvollen Inhalt vor fremden Augen derart auszubreiten, daß ein Mißverständnis über die Bedeutung der gesehenen Züge nicht möglich ist?

Einige Forscher erinnerten sich, daß nach einer allgemeinen Erfahrung, die durch zahllose Beobachtungen und Versuche erhärtet ist, Geschehnisse im Seelenbereich weit über den ganzen Körper auszustrahlen pflegen, und daß außer der mimischen Muskulatur des Gesichts besonders das Blutgefäßsystem von allen Vorgängen seelischer Art stark beeinflußt wird. Jeder weiß ja, daß heftiger Schrecken nicht nur das Gesicht seltsam verzerrt, sondern gleichzeitig eine derart heftige Zusammenziehung der Blutgefäßwände bewirkt, daß wir sehr sichtbar erblassen. Dazu beginnt das Herz sehr heftig zu klopfen, die Pulse fliegen in ungewohntem Tempo gegen die Schläfen und anderes mehr. Umgekehrt tritt beim Gefühl der Scham eine starke Erweiterung der Blutgefäßwände ein, und wir erröten bis unter die Haare. Ähnlich gibt das Blutgefäßsystem jeder anderen Sinneserregung nach. Beiße ich in eine Kirsche oder in sonst etwas, was mir angenehm ist, so nimmt im Augenblick, wo ich in den Besitz des Lustgefühls gerate, in meinem ganzen Körper der Blutdruck zu, betupfe ich mir die Zunge dagegen mit etwas sehr Bitterem oder Saurem, so nimmt der Blutdruck unter gleichzeitiger Beschleunigung des Pulses ab.

Auf diese ungeheure Empfindlichkeit des Blutgefäßsystems, seine — wenn ich so sagen darf — ständige Bereitschaft, jeden Sinnesreiz mit besonderen, sehr eindrucksvollen Gesten zu begleiten, gründete der Grazer Physiologe Canestrini einen wahrhaft geistvoll erfundenen Feldzugsplan. Er bemerkte eines Tages durch Zufall, daß bei allen Neugeborenen infolge der großen Weichheit ihres Schädeldaches der Hirnpuls nicht nur an fast allen Kopfstellen ungewöhnlich leicht fühlbar ist, sondern daß er dort, wo sich später der Wirbel

bildet (im sogenannten Scheitelbeinloch), dank mangelhafter Verwachsung der Knochen auch außerordentlich kräftig ertönt. Er beschloß also zu untersuchen, wie dieser Puls sich verhält im Augenblick, wo im Zimmer etwa eine Stimmpfeife ertönt, ein Stuhl umfällt oder Ähnliches sich ereignet. Änderte sich der Puls, so war damit erwiesen, daß die Geräusche durch das Ohr des Säuglings ins Gehirn geraten und dort empfunden worden sein mußten, denn das Herz empfängt alle Reize, die sein Tempo verzögern, beschleunigen oder seine Schläge verstärken, unmittelbar vom Gehirn. Gleichzeitig beschloß Canestrini, den Gang der Atmung zu verfolgen, weil Herz und Atmung fast immer zusammen gehen.

Die Messung des Pulses und der Atemtätigkeit wurde von selbstschreibenden Apparaten besorgt, die dem Säugling, ohne ihn irgendwie zu belästigen, gleichzeitig mit dem Wickelkissen angelegt werden konnten. Im ganzen wurde die Beobachtung auf siebzig Kinder im Alter von sechs Stunden bis vierzehn Tagen ausgedehnt.

Das Ergebnis war sehr bemerkenswert. Um nur das Wesentliche der Erfahrungen herauszuheben, wurde beispielsweise festgestellt, daß ein drei Tage alter Säugling im Schlaf sowohl wie im Wachen leises Pfeifen sofort mit Verflachung der Atmungskurve, Verminderung der Pulszahlen und Verstärkung der einzelnen Pulstöne beantwortet. Schüsse und andere heftige Geräusche wirkten gerade umgekehrt; sie lieferten Puls- und Atmungsbilder von fast genau der gleichen Art, wie sie beim Erschrecken Erwachsener gefunden werden. Sogar der sechs Stunden alte Säugling beantwortete Geräusche im Zimmer mit Änderungen der Atmungs-

kurve. Ähnliche Erfahrungen wurden bei der Untersuchung von Lichteinwirkungen gesammelt.

Damit ist bewiesen, daß der Mensch schon nahezu von der Geburtstunde an mit der umgebenden Welt in lebendigem Verkehr steht. Er vernimmt unbewußt von dem, was draußen vorgeht, aber nicht bloß mit dem Auge, dem Ohr oder einem anderen Sinnesorgan, das gerade gereizt wird, sondern mit seinem ganzen lebendigen Körper.



Die weißen Haare der Frau v. X.

Erzählung von Carl Schüler

Eine Abendgesellschaft bei Geheimrat Langenscheid brachte den Teilnehmern stets Genüsse ganz besonderer Art. Nicht nur, daß der alte Geheimrat großen Wert darauf legte, seinen Gästen auserlesene Speisen, vorzügliche Weine und echte Havannazigarren vorzusetzen, er hatte auch ein eigenes Geschick darin, einen Kranz schöner Frauen bei sich zu versammeln, die stets „seiner Tafel herrlichste Zier“ bildeten, wie er sich auszudrücken pflegte.

Eines Abends, nach aufgehobener Tafel, saßen wir im Musikzimmer des Geheimrats und teilten unsere Aufmerksamkeit zwischen einer Tasse Mokka, einer der vorzüglichsten Zigarren des Hausherrn und den Vorträgen eines neuen weiblichen Sternes am Kunsthimmel unserer Hofoper.

Die junge Dame am Flügel sang aus der Oper eines neueren, vielgenannten Komponisten. Als sie geendet hatte und der übliche Beifall verklungen war, fragte ein pensionierter Hofrat die junge Künstlerin: „Haben Sie den Komponisten in letzter Zeit gesehen?“

„Ja, bei den Proben zu seiner Oper.“

„Ist Ihnen etwas an ihm aufgefallen?“

„Er hat weiße Haare und doch noch ein ganz jugendliches Gesicht.“

„Diese Haare waren vor seiner Amerikareise vollkommen schwarz, oder sagen wir lieber schwarzbraun. Man sagt, er habe drüben bei einem Eisenbahnzusammenstoß eine heftige Nervenerschütterung erlitten. Er soll da eine Nacht, eingekeilt zwischen den Trümmern eines Schlafwagens, zugebracht haben, und in dieser Nacht soll sein vorher dunkles Haar vollkommen weiß geworden sein.“

Ein Professor der Universität lächelte überlegen. „Lieber Hofrat, glauben Sie doch nicht an solche Märchen. Die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen bei einem Schreck oder einem heftigen Angstzustand ist längst in die Rumpelkammer geworfen worden, in der der Glaube an Hexen, bösen Blick, Werwolf und andere schöne Dinge ruht."

Bei den Damen erhob sich lebhafter Widerspruch gegen diese Worte des Professors. Sie alle hatten schon von durchaus glaubwürdiger Seite gehört, daß Haare ganz plötzlich weiß geworden waren. Die Gattin eines Rittmeisters wußte sogar aus der eigenen Familie über das plötzliche Weißwerden von Haaren zu berichten. Eine Tante hatte im Jahre 1870 in der Nacht weiße Haare bekommen, in der ihr Mann vor Paris gefallen war; die bange Ahnung eines Unglücks hatte diesen Wechsel in der Farbe ihrer Haare zur Folge gehabt.

Ihre Erzählung fand bei den Damen lebhafteste Teilnahme und bei den Herren rücksichtsvolle Beachtung, nur der Universitätsprofessor ließ sich nicht beirren.

„Gnädige Frau, Sie wissen sehr schön und überzeugend zu erzählen, aber vor der Kritik der Wissenschaft hält die Geschichte nicht stand." Und nun hielt er einen kleinen Vortrag, reichlich mit wissenschaftlichen Zutaten gespickt, über die Entstehung der Farbe der Haare und über die Unmöglichkeit, daß diese Farbe plötzlich aus den Haaren verschwinden könne.

Die Herren, die sich für die ganze Angelegenheit weniger erwärmten als die Damen, ließen sich von den Ausführungen des Professors überzeugen, die Damen aber erklärten in ihrer Mehrzahl, daß das Leben schon sehr häufig anscheinend unumstößlich feststehende wissenschaftliche Lehren rücksichtslos über den Haufen geworfen

habe, und daß sie sich ihren Glauben nicht nehmen ließen.

„Aber, meine Damen," rief da der Professor seinen schönen Widersacherinnen zu, „wenn Ihnen meine Begründungen so wenig genügt haben, dann lassen Sie sich doch von einem Beispiel aus dem Leben überzeugen. Auch Tiere haben häufig vor ihrem Tode die schlimmsten seelischen Qualen zu erdulden, zum Beispiel die Pferde der Kavalleristen im Krieg, oder der Hund, der in einer brennenden Wohnung eingeschlossen ist und so weiter, niemals aber hat man an solchen Tieren die Beobachtung gemacht, daß die Farbe ihrer Haare eine Änderung erlitten hätte."

„Oho," mischte sich der Rittmeister in die Unterhaltung, „Sie dürfen uns in diesem Falle nicht mit Hunden oder Pferden vergleichen, verehrter Herr Professor. Wir alle bekommen mit zunehmendem Alter vollständig weiße Haare, das ist aber bei keinem Tier der Fall. Auch der älteste Rappe wird in seinem Leben kein Schimmel!"

„Bravo!" riefen die Damen dem Rittmeister zu.

Der Beifall, der seinem Gegner gezollt wurde, entlockte dem Professor nur ein überlegenes Lächeln. „Meine Damen," sagte er, „führen Sie mir ein Beispiel vor, ein lebendes Beispiel, nicht die Erzählung von verstorbenen Tanten! Wenn Ihnen das möglich ist, dann erkläre auch ich mich von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt."

Einen Augenblick trat Stille ein.

Dann rief die junge Sängerin: „Herr Geheimrat, laden Sie doch den Komponisten F. ein, der soll uns erzählen, wie er zu seinen weißen Haaren gekommen ist."

Der Geheimrat stand neben dem Sessel der Frau

v. X. Er hatte mit ihr leise Worte gewechselt, an dem Redegefecht hatten sich beide nicht beteiligt.

Frau v. X. war eine Dame in der Mitte der Dreißiger. Sie war von einer madonnenhaften Schönheit, über ihr ganzes Wesen war ein Zug stiller Schwermut gebreitet. Sie lächelte selten, sie gefiel sich augenscheinlich besser in der Rolle einer bereitwilligen Zuhörerin als in der der Erzählerin. Der Geheimrat behandelte sie stets mit ausgesuchtester Höflichkeit, mit einer fast väterlichen Fürsorge. Man wußte nicht viel von ihr, sie war Witwe, verkehrte wenig in der Gesellschaft, und nur im Hause des Geheimrats fand man sie regelmäßig bei allen Festlichkeiten.

„Wir haben nicht nötig, den Herrn Professor mit Hilfe des Komponisten zu überzeugen, daß eine heftige Gemütserschütterung in wenigen Stunden die Haare eines Menschen zu bleichen vermag, wir haben unter uns ein Beispiel dieser Art."

Alle Blicke richteten sich auf den Geheimrat.

„Das Beispiel, von dem der Geheimrat spricht, bin ich," sagte Frau v. X. und erhob sich mit einem leisen Lächeln aus ihrem Sessel. Sie reichte dem Professor die Hand. „Ich kann, all Ihrer wissenschaftlichen Ausführungen ungeachtet, den Beweis erbringen, daß die Geschichte von dem plötzlichen Ergrauen kein Märchen ist. Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Der Geheimrat führte Frau v. X. bis zur Tür eines Nebenzimmers, die sich hinter ihr schloß, und wandte sich seinen verblüfften Gästen zu. „Frau v. X. trägt eine Perücke," sagte er, lächelnd über die Neugier, die aus allen Blicken sprach. „Ihr natürliches Haar ist schneeweiß, ganz so weiß wie mein Haar, und diese weiße Farbe hat das Haar der gnädigen Frau in

einer Nacht bekommen." — Die Damen umdrängten den Geheimrat. — „Wie das gekommen ist, meine Damen, wird Ihnen Frau v. X. selbst erzählen. Sie hat sich dazu bereit erklärt."

„Haben Sie einen Zeugen für den Fall?" fragte der Professor.

„Wollen Sie mich als Zeugen gelten lassen?"

„Sie, Herr Geheimrat?"

„Ja," nickte der Geheimrat, „ich habe Frau v. X. wenige Stunden vor jenem Ereignis gesehen, sie trug damals das schönste volle Schwarzhaar, das ich je an einer Dame zu bewundern Gelegenheit hatte. Am Morgen nach jener Nacht war das Haar gebleicht, vollkommen weiß. Nun, Sie werden es ja selbst sehen. Da Frau v. X. stets jedes Aufsehen zu vermeiden trachtet, hat sie sich eine ausgezeichnete Perücke arbeiten lassen, die über die Veränderung ihres natürlichen Haares hinwegtäuscht."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zu dem Nebenzimmer, und herein trat Frau v. X. Dichtes weißes Haar umrahmte das ausdrucksvolle Köpfchen. Schlicht gescheitelt legte es sich fest an die Schläfen an. Die ganze Haartracht war darauf eingerichtet, sich unter der Perücke zu verbergen.

Frau v. X. war durch diesen Wechsel der Tracht und der Farbe des Haares wie vollkommen verändert. Sie erschien uns allen zunächst wie eine Fremde. Man mußte sich an ihren Anblick erst gewöhnen. Der Gegensatz zwischen der Frische ihrer Haut, den dunklen Augenbrauen, ihrer biegsamen, jugendlich sehnigen Gestalt und dem greisenhaften Haar brachte einen Mißklang in ihr sonst harmonisch abgetöntes Wesen. Weißes Haar kann auch einem jugendlichen Antlitz einen eigenen Reiz

verleihen, das beweisen die Bilder aus der Zeit des Rokoko, aber dann müssen zierlich gebrannte Löckchen, kunstvoll aufgebaute Tuffs ein mit Schönheitspflästerchen und allem Drum und Dran wohlvorbereitetes Frauenantlitz umrahmen. Die ernsten Augen der Frau v. X. und der schwermütige Zug um ihren feingeschnittenen Mund paßten wenig zu einer Erscheinung aus der Zeit des galanten Rokoko. Sie mochte das wohl selbst herausgefühlt haben, als sie sich die Perücke bestellt hatte.

„Ja, Herr Professor," sagte Frau v. X., „so sehe ich in Wirklichkeit aus. So sehen Haare aus, die über Nacht weiß geworden sind."

Der Geheimrat hatte Frau v. X. einen Sessel hingeschoben. Sie setzte sich, und alle Anwesenden rückten dicht um sie herum, denn sie hatte ja versprochen zu erzählen.

„Vor acht Jahren ist es geschehen," begann Frau v. X. „Ich erzähle heute zum ersten Male fremden Ohren die Ereignisse jener Nacht. Daß ich sie erzählen kann, daß ich jetzt ganz ruhig über sie zu sprechen vermag, verdanke ich nächst unserer größten Helferin, der alles mildernden Zeit, der treuen Fürsorge des Herrn Geheimrats. Er hat mich gebeten, und so soll diese Erzählung gewissermaßen die Krönung einer geistigen Schulung sein, durch die mich der Geheimrat seit jener furchtbaren Nacht geführt und durch die er mich vor der drohenden geistigen Umnachtung bewahrt hat."

Der Geheimrat wehrte gütig lachend ab.

„Ich füge mich gern der Anordnung meines treuen Beraters und hoffe, daß meine Nerven mich nicht im Stiche lassen," fuhr Frau v. X. fort. „Ich will Ihnen alles so erzählen, wie ich es damals erlebt habe: Nach zwei Jahren glücklichster Ehe starb mein Mann an einer

Lungenentzündung, die er sich auf einem Jagdausflug geholt hatte. Meine kleine Margot war elf Monate alt, als mich dieser schwere Schlag traf. In meiner Verzweiflung bot mir nur der Gedanke ein'gen Trost, daß ich in unserem Kinde einen Schatz besaß, den zu hüten und zu pflegen jetzt meine heiligste Aufgabe sein mußte. Margot war ein zartes Kind, das zu seinem Gedeihen ständiger aufmerksamster Wartung bedurfte. Die Pflege meines Kindes war für mich der einzige Daseinszweck geworden, sie füllte mein ganzes Denken und Trachten aus. Ich überließ die Wartung der Kleinen keiner Kinderfrau, sondern ich selbst war unausgesetzt um sie bemüht. Ich lenkte ihre ersten Schritte, ich lehrte sie die ersten Worte lallen, ich fuhr sie täglich in ihrem kleinen Kinderwagen im Garten spazieren."

Frau v. X. ließ ihre weiße feine Hand leicht über die Stirn gleiten. Sie unterbrach ihre Erzählung. Die Erinnerung an das Kind hatte sie sehr ergriffen. Aber sie bezwang sich. Sie überwand tapfer die aufsteigenden Tränen und fuhr mit ihrer leisen, angenehmen Stimme in ihrer Erzählung fort: „Und doch, trotz der aufmerksamsten Überwachung — noch heute ist es mir unbegreiflich, wie das Kind zu der Ansteckung gekommen ist — eines Abends, als ich vor dem Schlafengehen noch einmal an das Bettchen Margots trat, fühlte ich mit Schrekken, daß das Köpfchen der Kleinen heiß war, daß sie fieberte. Es gab damals viele Diphtheriekranke in der Stadt, und ein Blick in den Mund der Kleinen zeigte mir, daß auch mein Kind, wie mir schien, in heftigster Weise von der Krankheit befallen war. Meine Köchin, der einzige Dienstbote, über den ich hätte verfügen können, war ausgegangen. Ich befand mich mit Margot allein in der Wohnung. Schnelle Hilfe tat not.

Das Leben meines Kindes stand auf dem Spiel. Rasch warf ich mir ein Tuch um die Schultern und eilte auf die Straße. Es mag ungefähr zehn Uhr gewesen sein. Kein Mensch, der mir hätte helfen können, war zu sehen. Keine Droschke, die mich schnell zu unserem Hausarzt hätte bringen können, fuhr vorüber. Da erinnerte ich mich, daß vor einigen Tagen ganz in der Nähe ein Arzt zugezogen war. Ich hatte noch am Tag vorher gesehen, wie Männer sein Schild neben der Haustür befestigten. Dort lief ich hin. Die Läden im Erdgeschoß des Hauses waren längst geschlossen, aber die Haustür stand noch auf, und der Treppenflur war erleuchtet. Ich stürmte die Treppe hinauf. An der Vortür des ersten Stockwerks stand der Name des Arztes. Ich klingelte heftig. Gleich darauf hörte ich Schritte, die Vortür wurde von einem langen hageren Herrn geöffnet, der mich einlud, näher zu treten. Ich wollte nicht. Ich hatte es ja so eilig. Eine Zeitversäumnis von Sekunden konnte das Leben meines Kindes gefährden. In fliegender Hast erzählte ich dem Arzt, was mich hergeführt. Er lächelte. Meine Angst, meine Not schienen auf ihn keinen Eindruck zu machen.

‚Die Sache ist durchaus nicht so schlimm, wie Sie anzunehmen scheinen, gnädige Frau,' sagte er. ‚Ich muß noch einige Fragen an Sie stellen. Also, bitte, treten Sie ein.'

Nun folgte ich seiner Aufforderung und sah, daß er die Vortür hinter mir abschloß. Da ich, wie viele Leute, selbst meine Vortüre stets geschlossen halte, so fiel mir das Gebaren des Arztes nicht besonders auf. Er nötigte mich in ein Zimmer, das ein Mittelding zwischen Operationssaal und Laboratorium zu sein schien und das von einem üblen Geruch angefüllt war.

‚Nehmen Sie Platz, gnädige Frau.'

Er forderte mich durch eine Handbewegung auf, mich in einen Sessel zu setzen, der den Eindruck eines Krankenstuhles machte. Er sah mich dabei aus seinen dunkeln, tiefliegenden Augen ganz eigentümlich an. Dieser Blick verwirrte mich, und obwohl ich eigentlich seiner Aufforderung, mich zu setzen, nicht nachkommen wollte, ließ ich mich doch in dem Sessel nieder. Der unheimliche Mensch trat dicht an mich heran, und ehe ich mich zu besinnen vermochte, war ich mit einigen Handgriffen fest an den Stuhl geschnallt. Um meinen Hals, um meine Hüfte, um meine Arme und um meine Beine hatten sich feste Klammern gelegt, die mich hinderten, auch nur ein Glied zu rühren.

‚Was soll das heißen?' rief ich entsetzt und zog und zerrte verzweifelt an meinen Fesseln.

Der Arzt lächelte wieder. Es war ein abscheuliches, kühles und überlegenes Lächeln.

‚Strengen Sie sich nicht unnötig an, gnädige Frau,' sagte er sehr ruhig und mit langsamer Bedächtigkeit. ‚Es nützt Sie nichts. Sie können auch schreien, wenn Sie wollen. In den Läden unter uns ist kein Mensch, der Sie hören könnte, und die Wohnung über uns steht leer. Sollte Sie wirklich jemand auf der Treppe hören, so wird der sich nichts Besonderes dabei denken. In der Wohnung eines Arztes schreien Kranke oft sehr laut. Also vor jeder Störung sind wir sicher.'

‚Ich will zu meinem Kind! Um des Himmels willen, lassen Sie mich los!' jammerte ich.

Er machte eine abwehrende Handbewegung. ‚Denken Sie jetzt nicht an Ihr Kind,' sagte er. ‚Das Leben eines so kleinen Kindes ist von ganz nebensächlicher Bedeutung gegenüber dem, was Sie jetzt im Dienste der Wissenschaft

leisten sollen. Wissen Sie, wieviel Menschen jährlich am gelben Fieber sterben?'

Ich schrie, weinte und flehte den Mann an, mich zu meinem Kind zu lassen. Ich sah Margots fiebernde Augen, ihr heißes Köpfchen, die trockenen, vom Fieber zerrissenen Lippen, das schwere Atmen der kleinen keuchenden Brust. Was wollte dieser Unhold von mir? Wie konnte er eine Mutter, die um das Leben ihres Kindes bangte, jetzt mit Gewalt hier festhalten wollen?

Er blieb unerschütterlich. Er erzählte mir, daß jährlich mehrere hunderttausend Menschen in den Tropen dem gelben Fieber zum Opfer fielen, daß er den Erreger dieser Krankheit gefunden und ein Serum entdeckt hätte, diesen Erreger unschädlich zu machen. Er zeigte mir Drahtkäfige mit Meerschweinchen, die er als Versuchstiere benützte. In allen Graden der Krankheit befanden sich diese unglücklichen Geschöpfe. Alles, was er sprach, drang an mein Ohr wie aus weiter Ferne; alles, was er mir zeigte, sah ich wie durch dichten Nebel. Meine Gedanken waren bei meinem Kinde. Von seiner Mutter verlassen, würde es in seinem Bettchen sterben, ohne daß ihm Hilfe wurde. Mein Schreien steigerte sich bis zu einem Wutanfall."

Frau v. X. machte wieder eine Pause in ihrer Erzählung. Sie zitterte am ganzen Körper. Der Geheimrat legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter. „Ruhe, Ruhe, gnädige Frau," hörte ich ihn leise, aber doch eindringlich zu Frau v. X. sagen.

Nach einigen Augenblicken der Sammlung konnte Frau v. X. in ihrer Erzählung fortfahren: „,Meine Versuche an diesen Tieren sind beendet,' sagte der Arzt zu mir. ,Ich muß jetzt mit lebenden Menschen arbeiten. Ich werde Ihnen eine Einspritzung in Ihren rechten Ober-

arm machen. Ich spritze Ihnen den Bruchteil eines Tropfens dieser Flüssigkeit ein.‘ Er hielt eine kleine Glasröhre gegen das Licht. ‚Der zehnte Teil eines Grammes enthält ungefähr zwei Milliarden des gelben Fieberbazillus. Schon in einer Stunde werden Sie so schwer am gelben Fieber erkrankt sein, daß keiner meiner Herren Kollegen Sie zu retten imstande sein würde. Aber ich, mein Serum wird Sie retten. Ich hoffe das zuversichtlich. Sollte ich mich aber wirklich in der Dosierung noch geirrt haben, sollten Sie doch sterben, so dürfen Sie die Gewißheit mit sich nehmen, daß ich schon beim nächsten Versuch die richtige Dosis treffen werde. Dann hat Ihr Tod einen ungeheuren Nutzen gebracht; Sie haben geholfen, einen der schlimmsten Feinde der Menschheit zu besiegen. Heute bin ich in meinen Versuchen so weit gelangt, daß ich mit Vertrauen auf Erfolg mein Serum bei einem Menschen anwenden kann, der im höchsten Grade am gelben Fieber erkrankt ist. Ich zermarterte gerade mein Gehirn, wo ich einen Menschen herbekäme, der für meine Zwecke geeignet sei, da führte die Vorsehung Sie zu mir, gnädige Frau. Da, wie Sie sagen, Ihre Köchin ausgegangen ist und sich nur Ihr kleines krankes Kind in der Wohnung befindet, wird Sie während der Nacht niemand vermissen. Wir werden also ganz ungestört sein. Wir werden zum Heile der Menschheit eine große Tat vollbringen, und das Bewußtsein, daß Sie helfen, vielen hunderttausend Menschen das Leben zu retten, wird Sie alle Opfer, die Sie bringen, leicht überwinden lassen.‘

Nach dem Ausbruch wildester Verzweiflung hatte mich eine an völlige Hoffnungslosigkeit grenzende Ermattung befallen. Ich sah keine Möglichkeit, dem furchtbaren Menschen zu entkommen. Sein Herz war

allen Bitten, allen Tränen gegenüber vollkommen unzugänglich, und meine Kräfte reichten nicht aus, die Banden, die mich an den Stuhl fesselten, zu zersprengen. Ich stöhnte den Namen meines Kindes leise vor mich hin, ich wimmerte unausgesetzt. Nicht das, was mir bevorstand, beschäftigte meine Gedanken, meinem Kind, meinem armen Kind war all mein Denken zugewandt. Ich kümmerte mich gar nicht darum, als er eine Schere nahm und einen Teil meines rechten Ärmels am Oberarm aufschnitt, um die Stelle bloßzulegen, an der er die Einspritzung vornehmen wollte.

Er redete dabei fortwährend mit mir. Seine gleichmäßige, leidenschaftslose Stimme mochte bei anderen Gelegenheiten etwas Beruhigendes haben, die Sachlichkeit, mit der er über seine wissenschaftliche Entdeckung sprach, mochte überzeugend klingen — in meinen Ohren ward jedes seiner Worte zum bittersten Hohn. Was gingen mich die vielen hunderttausend Menschen an, die in den Tropen am gelben Fieber sterben, mein Kind, meine Margot sollte, durfte ihnen nicht geopfert werden.

Ein Gedanke durchblitzte mein Gehirn. Vielleicht war doch noch eine Möglichkeit da, die mein Kind retten konnte. Er stand vor mir, ein Instrument in der Hand, das einer Morphiumspritze glich.

‚Noch einen Augenblick,' flehte ich, ‚ich habe noch eine Bitte.'

‚Sprechen Sie. Was in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, werde ich tun,' antwortete er.

‚Lassen Sie mich zu meinem Kind nur für eine Stunde, nur für eine halbe Stunde!' bat ich. ‚Lassen Sie mich noch einmal meine kleine Margot sehen! Kommen Sie mit mir! Leihen Sie der kleinen Kranken Ihre Hilfe! Retten Sie meine Margot, und ich schwöre Ihnen,

daß ich ganz freiwillig wieder mit Ihnen hierher zurückkomme, daß ich ganz freiwillig mich dem Versuch unterwerfe.'

Er zauderte. Er schien zu überlegen.

,Ich schwöre Ihnen, daß ich in einer Stunde wieder hier in diesem Sessel sitze, bereit, alles mit mir machen zu lassen, was Sie für Ihre wissenschaftlichen Versuche an einem Menschen vornehmen müssen! Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist!' rief ich.

,Es geht nicht, gnädige Frau. Es geht nicht,' antwortete er. ,Ich verstehe Ihren Wunsch sehr gut, und ich würde ihn gern erfüllen, aber es könnte sein, daß ein Dritter Sie an der Erfüllung Ihres Versprechens hindert. Ich nehme an, daß Sie jetzt wirklich die ehrliche Absicht haben, wieder hierher zurückzukehren. Aber der Anblick Ihres Kindes wird Sie Ihren Schwur vergessen lassen, und ich habe kein Recht, auf seiner Erfüllung zu bestehen. Ich habe Sie mit List in meine Gewalt gebracht, ich weiß, das Gesetz ist gegen mich. Ich mache mich, indem ich Sie hier festhalte, der Freiheitsberaubung schuldig. Und doch darf ich im Namen der Wissenschaft und im Namen der Menschheit auf Ihre Bitte nicht eingehen. Das mag Ihnen jetzt grausam erscheinen. Ich selbst bemitleide Sie, genau so, wie ich die Tiere bemitleide, die ich opfern mußte, um die Krankheit im einzelnen Stadium beobachten zu können. Halten Sie mich nicht für grausam! Ich habe die furchtbaren Verheerungen beobachtet, die das gelbe Fieber anzurichten vermag. Gerade der Jammer, das Mitleid mit den armen Opfern dieser Krankheit hat mich veranlaßt, nach einem Mittel zu suchen, das diesem Würgengel Einhalt zu gebieten vermag.'

In diesem Augenblick fühlte ich einen stechenden

Schmerz in meinem rechten Oberarm. Ich war von dem Mann mit zwei Milliarden Bazillen des gelben Fiebers angesteckt worden. Unwillkürlich stieß ich einen lauten, gellenden Schrei aus.

Er eilte nach der Tür und horchte. Ich hörte deutlich ein heftiges Klopfen an der Vortür. Noch einmal nahm ich alle Kräfte zusammen und rief: ‚Hilfe! Ich werde ermordet!‘

Was weiter geschah, dessen entsinne ich mich nicht, aber man hat es mir später erzählt. Ich wurde ohnmächtig.

Auch in dem oberen Stockwerk des Hauses, in dem ich gefangen gehalten wurde, war ein Kind an Diphtherie erkrankt. Der Arzt, der es behandelte, war — unser Geheimrat. Er hatte seinen kleinen Kranken noch zu später Stunde besucht und ging gerade an der Tür meines Peinigers vorüber, als ich den gellenden Hilfeschrei ausstieß. Er ließ sich durch keine Redensarten jenes fremden Arztes beschwichtigen. Mit Hilfe des Hausverwalters erzwang er sich den Zutritt zu der Wohnung und rettete mich aus den Händen eines — Geisteskranken. Man fand in meinem Täschchen meine Adresse und brachte mich nach meiner Wohnung. Eine sehr schwere Nervenkrankheit hatte mich befallen, und als ich mich zum ersten Male wieder im Spiegel sah, erkannte ich mich selbst kaum wieder: mein ehemals schwarzes Haar war weiß geworden. Wie der Herr Geheimrat und alle, die bei meiner Überführung nach meiner Wohnung zugegen waren, mir erzählten, war das Haar noch schwarz, als meine inzwischen nach Hause gekommene Köchin mich in Empfang nahm, es bleichte aber während der Nacht, in der mich die wildesten Fieberphantasien keinen Augenblick zur Ruhe kommen ließen, vollständig. Das ist die Geschichte meiner weißen Haare."

„Und Ihr Töchterchen Margot?“ fragte schüchtern die Sängerin.

Durch den Körper der Frau v. X. ging ein leises Beben; doch ihr Wille war schon wieder stark genug, daß sie verhältnismäßig ruhig antworten konnte: „Als ich wieder genesen war, führte mich mein erster Weg zum Grab meines Kindes.“

„Und was geschah mit dem Arzt?“ fragte der Professor.

„Der hat noch fünf Jahre in einer Irrenanstalt gelebt. Vor drei Jahren erhielt ich die Nachricht seines Todes.“

„Erkrankten Sie nun wirklich am gelben Fieber?“ erkundigte sich der Hofrat.

„Das Zeug, das der Irrsinnige der Frau v. X. in den Arm spritzte, war eine ziemlich unschuldige Mischung und enthielt wohl keinerlei gefährliche Bazillen,“ antwortete der Geheimrat. „Viel schlimmer als diese Einspritzung war die vollkommene Zerrüttung des Nervensystems der gnädigen Frau. Gott sei Dank, jetzt ist sie wieder gesund.“ —

Am Abend des nächsten Tages wurde ich durch folgende Zeitungsmeldung auf das heftigste erschüttert: „In der vergangenen Nacht ist die am Kurfürstendamm wohnende Frau v. X. einem Unglücksfall zum Opfer gefallen. Man nimmt an, daß die in besten Verhältnissen lebende junge Witwe aus Versehen den Gashahn ihrer Schlafzimmerlampe nicht richtig geschlossen hat. Jedenfalls war heute, als die Zofe das Frühstück bringen wollte, das Zimmer mit Gas angefüllt, und Frau v. X. lag tot auf ihrem Bett. Sie war am Abend vorher eingeladen gewesen und trug noch das Kleid, das sie zu jener Gesellschaft angezogen hatte. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos.“

Zum hundertsten Geburtstag Karl Wilhelms,

des Komponisten der „Wacht am Rhein"

Von Markus Seibert

Mit 9 Bildern

Am 5. September vor hundert Jahren wurde in der alten Lutherstadt Schmalkalden Karl Wilhelm geboren. Einen Monat später ging Kaiser Napoleon als „General Bonaparte" vom Bord des „Bellerophon" zu St. Helena als ein Verbannter an Land. Drei Jahre vor Wilhelms Geburt, als die Schlachten von Leipzig und Waterloo noch nicht geschlagen waren, dichtete Ernst Moritz Arndt den Schlachtruf der Freiheit, der mit den Versen beginnt:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis auf den Tod die Fehde."

Mächtigen Wortes rief er die Deutschen auf, Mann für Mann zum „heiligen Krieg", zur „Rache" gegen den Tyrannen, und fordert, der „Knechtschaft" ein Ende mit Schrecken zu bereiten, zu siegen oder den „süßen Tod der Freien" zu sterben.

„Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten.
Mit Henkerblut, Franzosenblut,
O süßer Tag der Rache!"



Karl Wilhelm, der Komponist der „Wacht am Rhein".
Nach einem Ölgemälde von Franz Stitz, Schmalkalden.

Kaum drei Jahre war Wilhelm alt, als Albert Methfessel die Melodie zu Arndts Schlachtruf der Freiheit schrieb, und sechs war er kaum geworden, als Napoleon zu Longwood auf seiner Insel starb. Als wir vor zwei

Jahren uns der großen Zeit von 1813 erinnerten, jener Tage gewaltiger, inbrünstiger Erhebung, die dem gekrönten Korsen sein Schicksal schaffen sollte, ward uns im allzu festlich erregten Glanz vaterländischer Feiern nicht tief genug bewußt, daß nach der Befreiung aus fremder Gewalt doch nicht unmittelbar ein einiges Deutschland erstehen konnte.

In Koblenz bestattete man am 11. Dezember 1817 mit militärischen Ehren den edelsten Sänger der Freiheitskriege, Max v. Schenkendorf, der zu Tilsit am gleichen Tage geboren war, den sein Todesjahr meldet, am 11. Dezember 1784. In unermüdlicher Zunge kündete er bis zu seinem Ende immer erneut vom kommenden Reich und vom Kaiser. „Nur seine Gesänge wirkten, nicht seine Faust," schrieb ein Nüchterner lange nach dem Tode des ritterlichen Sängers, dem ein alter General im Duell als jungem Mann mit 26 Jahren „aus Gnade" nur die rechte Hand zerschoß, „um ihm das Schreiben ein wenig zu verderben". Als die Franzosen 1812 Königsberg besetzten, reiste Schenkendorf über Berlin nach Karlsruhe. Damals schrieb er die wehen Verse:

„Und als das Heer der Welschen kam
In jenen finstern Tagen,
Und keiner noch die Waffen nahm,
Die Räuber zu erschlagen,
Mocht' ich den Jammer nimmer schau'n,
Weit ging ich von der Heimat Au'n,
Dem Rhein die Not zu klagen."

Als die große Erhebung endlich kam, eilte er 1813 nach Schlesien, die Schlacht bei Leipzig sah ihn nur in bürgerlicher Kleidung; seine Linke hatte sich in drei Jahren nicht gewöhnt, Schwert und Zügel gut und sicher zu

führen, so blieb ihm „n u r" das Wort, das doch zuzeiten mehr als alle Waffen vermag. Der ersehnte Tag der Freiheit von gallischem Joch stieg noch vor seinen Augen in Leipzig auf, und Napoleons völliger Untergang war ihm noch zu erleben vergönnt. Nur kurze Jahre nach 1817 lag Schenkendorf auf dem Friedhof vor dem Löhrtor zu Koblenz; durch den Bau einer Schanze ward sein Grab zerstört, verschüttet und unzugänglich. Seine Frau schrieb an Fouqué, daß ganz nach seinem Sinn, da er noch lebte, im Tode sein Grab für alle Zeit zur Schanze gegen den Erbfeind geworden sei. Moritz Arndt dichtete zum Gedächtnis Schenkendorfs prophetische Verse. Das tapfere treue deutsche Herz, die Kraft des Liedes werden die starken Hüter des Rheinstromes sein. Lanzen und Schwerter, Felsen und Mauern können brechen; das treue deutsche Herz aber wird stärker sein und dauernd bleiben. „Brechet die Schwerter klein, reißet die Wälle ein, schleifet die Felsenburg, mit d i e s e m fecht' ich's durch!" Den Rhein ruft er an:

„Wohl dir des Hüters dein!
Dies soll es sein!
Wohl dir! ein deutsches Herz,
Tapfres und treues Herz,
Köstliche Gabe,
Senken wir hier in Schmerz
Nieder zum Grabe.
Das sei dir Schild und Hort,
Brausende Landespfort!
Das soll ein Zeichen sein
Ewig am freien Rhein."

— — — — — — —

„Klinge des Sängers Wort
K ü n f t i g e n Zeiten!

Und in dem grünen Glanz
Liege sein Grab als Schanz,
Liege als Ehrenwall
Vor deiner Wogen Schwall."

Noch immer lebte kein entschiedenes Nationalbewußtsein in der Masse, und noch weniger verband es sich dem Gedanken eines großen, starken Einheitstaates, eines allen Ländern und Stämmen gemeinsamen Vaterlandes, nur wenige große Männer waren in diesen Tagen fähig dazu; und sie waren es allein, die mit Wort und Tat versuchten, die Gemüter erst zu stimmen, spätere Geschlechter reif zu machen dafür. Der Boden war erst zu bereiten, die große Vergangenheit des deutschen Volkes mußte man als Zeugnis aus der Vergessenheit erlösen, aus tausend Hoffnungsfäden erst konnte das Band zu knüpfen versucht werden, das einst alle Deutschen einen sollte. Sage und Lied gebührt kein geringer Rang für den heranwachsenden Geist der nationalen Erneuerung. Ohne Grimms Deutsche Sagen, die drei Jahre nach 1813 erschienen, wären Friedrich Rückerts herrliches Barbarossalied und andere politische Dichtungen nie entstanden, deren Sehnsucht das deutsche Volk erst langsam, in schweren Stunden entgegenreifen mußte. Seit 1817 war Rückerts Gedicht vom schlafenden Kaiser bekannt, der im Kyffhäuser der Stunde harrt, um sein Volk zu befreien und zur einstigen Größe zu führen. Mit Recht konnte geschrieben werden, daß es ganz allein Rückerts Verdienst war, daß vom Jahre 1866 an bis 1871 die Kaisersage von Barbarossas Wiederkehr als blutiger Nordlichtschein am Himmel stand wie einst im 13. Jahrhundert. Rückert hatte mit dem Barbarossaliede eine Wacht in Thüringen aufgestellt, die der Wacht am Rhein voraufleuchtete. Es war

Rückerts Dichterwort, das die in der Sage schlummernde politische Idee zu frischem Leben erweckte und so aufs neue zum Ausdruck der nationalen Hoffnungen erhob, wie es einst die Sage in anderer Weise vor langen Jahrhunderten vermocht hatte, als jener große Waiblinger aus staufischem Geschlechte, Kaiser Friedrich II., die Hoffnung aller wahrhaft Deutschen gewesen und noch lange Jahrhunderte nach seinem Tode bleiben sollte.

Nicht zuletzt ist Frankreich, der ewig verunruhigte, angriffslüsterne Nachbar, die Ursache zu unserer nationalen Einigung geworden; diesmal zur letzten und tiefsten. Die Lieder unseres Arndt, Körner, Schenkendorf, Schneckenburger, Fallersleben sind alle zu Zeiten entstanden, als die gallischen Geister in ihrer alten Feindschaft über ihre Grenzen strebten und nach dem Rhein trachteten. Louis Philipp regierte seit 1830 in Frankreich, das in seinen demokratischen Vertretern friedlicher Politik abgeneigt war. Schon 1832 versuchten die Republikaner eine Schilderhebung beim Leichenbegängnis des Generals Lamarque. In den ersten sechs Jahren waren drei Attentate auf Louis Philipp versucht worden. Im Jahre 1840 am 15. September waren Napoleons sterbliche Reste feierlich als ein Symbol drohender Art im Dom der Invaliden beigesetzt worden. Seit den Märztagen des gleichen Jahres stand Thiers an der Spitze eines Ministeriums aus dem linken Zentrum. Man beschloß die Befestigung von Paris. Thiers chauvinistisches Gebaren, die drohende Haltung seines Kabinetts warf düster flammende Schatten über den Rhein. Frankreich war von dem Londoner Vertrag, der zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen über die ägyptische Frage bestand, um die Mitte des Jahres ausgeschlossen worden; Thiers suchte mit allen Mitteln einen

europäischen Krieg heraufzubeschwören. Anfang August landete Louis Napoleon in Boulogne, und ein neues Attentat wurde versucht. Frankreich schrie und tobte nach der alten Rheingrenze.

In der gallischen Presse erschienen aufreizende Hetzartikel gegen Deutschland, die verkündeten, daß der Rhein, der einmal französisch gewesen sei, es wieder werden müsse. Man wurde nicht müde, immer wieder zu behaupten, daß die Rheinlande gut französisch gesinnt seien, sich glücklich schätzen würden, mit Frankreich aufs neue verbunden zu sein. Thiers eiferte im Parlament in hitzigen, verstiegenen Reden, immer kehrte mit der Erinnerung an den im Invalidendom ruhenden großen Kaiser, mit der Beschwörung seines Schattens die Drohung wieder, die alte Rheingrenze, die unter ihm bestand, zurückzuerobern. Die Erklärung des Krieges an Deutschland stand auf des Messers Schneide. In diesen, alle wahrhaft Lebendigen tief aufreizenden Wochen und Monaten erwachte in Deutschland etwas wie eine erste Frühlingsregung nationalen Geistes. Ernst Moritz Arndt, der ewig junge, der eben das siebzigste Lebensjahr überschritt, sang sein scharfgeschliffenes Lied „Alldeutschland" in Frankreich hinein. Alphons de Lamartines gedrechselte Verse hallten aus Paris herüber. Da fand Nikolaus Becker, der einunddreißigjährige Advokatenschreiber, der 1809 als Kaufmannsohn zu Bonn am Rhein zur Welt gekommen war, die zündenden Verse seines „Rheinliedes", dessen Strophen fanfarenhaft trutzig jene Lamartines übertönten. Noch sind Beckers Verse nicht völlig vergessen:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n!"

Zuerst druckte die Trierische Zeitung das Gedicht, dann trat es im Rheinischen Jahrbuch vor einen erweiterten Kreis und wanderte in wenig Wochen von Zeitung zu Zeitung weit hinaus über die Grenzen deutscher Zunge. Zum Flug durch Deutschland halfen ihm zahllose musikalische Vertonungen, wie sie nie einem Gedicht vor- und nachher beschieden waren. J. D. Eickhoff und Kreutzer versuchten ihm Stimme zu leihen; mehr als eineinhalbhundert Melodien verbanden sich mit Beckers Trutzlied vom „deutschen Rhein". Der arme rheinische Advokatenschreiber und Enkel des letzten reichsstädtischen Bürgermeisters von Köln ward zur europäischen Berühmtheit. König Ludwig I. von Bayern, der früh deutsch gesinnte Mann, und auch der König von Preußen ehrten den Dichter der vaterländischen Weise mit Geschenken. Ein Jahr danach erschienen Gedichte Beckers, zu eigener und anderer Enttäuschung. Das Glück der Stunde hatte ihm einmal nur im Leben die Zunge gelöst, um ihm nie wieder günstig zu sein. Enttäuscht und bitter geworden, erlag er einem im Keim schon verwahrlosten Brustleiden. Als schlichter kölnischer Friedensgerichtschreiber starb er am 28. August 1845. In jenen gärungsvollen Zeiten fanden nationale Erregungen ihren unmittelbarsten, liebsten Ausdruck im Gesang der Liedertafeln, dort fand auch die „zahme defensive Begeisterung des im Grunde weder bedeutenden noch recht eigentlich volkstümlichen Liedes" allgemeinen Widerhall und ein kurzes Leben nach jähem Erfolg. Deutschland war noch lange nicht mündig geworden, nur innerlich mehr geweckt, aber voll verwirrten Wollens. Bismarck saß in diesen Jahren auf Kniephof in Pommern, las Hegel, suchte in Spinoza „Beruhigung" seiner skeptischen Stimmungen, übersetzte Byrons kranke, weltschmerzliche

Verse und fühlte dunkle Kräfte in sich drängen und heraufwachsen, für die sich noch kein Wirkungskreis bereiten wollte.

Aber einer anderen Weise noch, als jene Beckers war, half das französische Hetzjahr gleichfalls zur verfrühten Geburt, weit merkwürdiger aber noch als für Beckers Rheinlied sollten seine Schicksale und die des Komponisten sich gestalten. Die Geschicke dieses Liedes spiegeln in trübem Schimmer das ganze Elend der engeren und weiteren politischen Lage in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wider, wie es für keines der nationalen Lieder sich erweisen ließe. Nicht ganze drei Jahre nach Karl Wilhelms Geburt war am 17. Februar 1819 in Süddeutschland, zu Talheim bei Tuttlingen, Max Schneckenburger als Sohn eines Kaufmanns zur Welt gekommen. Gleich seinem älteren Bruder, dem späteren Professor der Theologie in Bern, wurde er gut erzogen, übersiedelte nach seiner Konfirmation in die Schweiz und kam als Lehrling in ein Berner Drogengeschäft. In den Jahrzehnten vor den revolutionären Ereignissen zu Ende der vierziger Jahre war der politische Anteil der Schweiz an den deutschen Bestrebungen und umgekehrt von nicht geringer Bedeutung. Die Erbitterung über Frankreichs Gebaren im Jahre 1840 erregte auch dort die Gemüter, wenn auch nicht mit gleicher Gewalt wie in deutschen Landen. In den ungedruckten Tagebüchern des jugendlichen Schneckenburger finden sich Aufzeichnungen von weitvoraussehender Bedeutung. So schrieb er Ende Oktober 1840: „Ein vernünftiges Fortrücken ohne Krieg und Stürme, eine größere politische Entwicklung innerhalb der Schranken der Mäßigung und einer natürlichen Weltstellung, die sich auf dem friedlichen, organischen Wege der Beratungen,



Phot. E. Kugler, Tuttlingen.
Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein".

Erörterungen und Aufklärungen über die wahren Interessen und Bedürfnisse vollzöge, kann ich bei den Franzosen kaum je für möglich halten.

Der obwaltende Mangel an gediegener Volksbildung und echter Religiosität, das reizbare, oberflächliche, aller Gründlichkeit bare, leidenschaftsloser Belehrung unzugängliche, schnell absprechende Wesen ihres Nationalcharakters, die grobe Entsittlichung beinahe aller Klassen, jene zähen Überbleibsel alter Revolutionstheorien, die, ins Fratzenhafte verzerrt und auf soziale Fragen angewendet, immer mehr Boden gewinnen, begründen meine Zweifel und scheinen für die absolute Notwendigkeit einer Eisen- und Blutkur zu sprechen." Schneckenburger kannte Frankreich und England durch Reisen, seine Urteile entstammen nicht lediglich seinen leidenschaftlich betriebenen geschichtlichen Studien allein. Zu Neujahr 1841 schreibt er über die Notwendigkeit künftiger Wehrorganisation in Deutschland: „In schönster Lebensblüte steht die preußische Wehrorganisation da, welche von ganz Deutschland unbedingt nachgeahmt werden sollte.



Phot. E. Kugler, Tuttlingen.

Geburtshaus des Dichters der „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger, in Talheim bei Tuttlingen.

Damit nicht schwächende Zänkereien über den Oberbefehl eintreten können, wenn der Feind vor den Toren ist, so sollte zum voraus, und zwar für die Dauer, ein bestimmter Staat mit der obersten Leitung der deutschen Krieger beauftragt werden. Preußen erhalte das Oberkommando. Bei der besten soldatischen Einrichtung ist es der größte deutsche Staat und unzweifelhaft berufen, die Hegemonie zu bekleiden." Im November 1840 dichtete der einundzwanzigjährige Schneckenburger die uns teure, unverlierbare „Wacht am Rhein". Die erste, längst vergessene Melodie erfand im Dezember 1840 der Darmstädter J. Mendel, der damals als Organist und Gesanglehrer in Bern weilte; im Druck, der gleichfalls 1840 erschien, ist der Dichter des Liedes nur mit den Buchstaben M. Sch. bezeichnet. Seine erste Aufführung nach der Mendelschen Vertonung erlebte das Lied in der Wohnung des preußischen Gesandten v. Bunsen in Bern vor zahlreichen Gästen. Eine Bearbeitung Mendels für Chor und Orchester kam 1844 in Darmstadt vor eine größere Hörerschaft. Im Jahre

1862 wurde die Mendelsche Weise mit einem anderen Text: „Der Grütlischwur“, in das Züricher Synodalheft aufgenommen.

An vielen Orten der Schweiz und in Deutschland wurden die Verse nach dieser Weise gesungen, um bald wieder halb vergessen zu werden. Kaum neun Jahre überlebte Schneckenburger den Tag, wo sich seinem mannhaften deutschen Herzen die Verse entbanden; er starb als dreißigjähriger Mann zu Burgdorf bei Bern, wo er seit 1841 ansässig gewesen. Ein Bändchen vergessener Gedichte war schon 1837 unter dem Namen „Max Heimthal“ von dem Sänger der Wacht am Rhein erschienen. Sein ältester Sohn, Max, stand 1870 gegen Frankreich im Feld.

Vierzehn Jahre später, 1853, suchte Wilhelm Greef zu den inhaltschweren Versen eine andere, sangbarere Weise. Greef, der später mit dem Altmeister Eyk die berühmt gewordene Liedersammlung herausgab, hielt von seiner eigenen Tonschöpfung nicht viel. Doch danken wir ihm, daß er den Mann fand, Karl Wilhelm, der Schneckenburgers Versen endlich die schöne, kräftige Form gab, in der sie nach langen Jahrzehnten endlich zum Nationalhymnus der Deutschen und 1870 aller Deutschen werden sollte.

Karl Wilhelms Vater, der Rathauswirt im alten thüringischen Schmalkalden, wirkte auch als Organist an der Stadtkirche, wofür er mit „zwanzig guten Gulden“ entlohnt ward. Früh lehrte der Vater den begabten Sohn, was er vermochte. In den Jahren 1832 bis 1834 ward es ihm möglich, den jungen Wilhelm nach Kassel zu Baldewein und Bott zu schicken, um ihn dort zum Musiker heranzubilden. Dort kam der Werdende auch in das Haus des Meisters Spohr. Zwei Jahre später



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Geburtshaus Karl Wilhelms in Schmalkalden.

reiste Wilhelm nach Frankfurt am Main, wo er bei Alois Schmitt den Grund zu später meisterlich entfaltetem Klavierspiel legte und durch Hofrat André in Offenbach seine Studien in Harmonie und Kom-

positionslehre vervollkommnete. Einundzwanzig geworden, gab er seine Erstlinge zum Druck. Ein Kaufmann Scheibler bewog den jungen Musiker, nach Krefeld zu ziehen. Seit 1840 war Wilhelm dort Dirigent der Liedertafel und des Singvereins; unter Schülern, die er dort fand, war der als Kirchenmusiker und Schöpfer des Leipziger Riedelvereins zu Ansehen gelangte Karl Riedel der bedeutendste. Kaum würden sich an Wilhelms bescheidenes Schaffen noch lebendige Erinnerungen knüpfen, wenn ihm nicht Wilhelm Greef den Text Schneckenburgers gegeben hätte. Wilhelm begeisterte sich an den Versen, die ihn zur besten Zeit seines Lebens trafen. In einer Stunde, im Bann unmittelbarer erster Eindrücke, schrieb er die zündende, volkstümliche Melodie nieder, mit der Deutschlands Schicksale auf immer verbunden sein werden. Die Stunde entschied aber auch über sein eigenes Geschick; wie dem Dichter des Liedes, sollte auch dem Musiker nie mehr ein größerer Wurf gelingen.

Im gleichen Jahre, als Wilhelm der Dichtung Schneckenburgers die ausdrucksvolle musikalische Form gefunden, beschloß die Krefelder Stadtverwaltung, die silberne Hochzeit des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen zu feiern, des Prinzen, der als Kind mit seiner Mutter, der Königin Luise, vor Napoleon aus Berlin nach Memel geflüchtet war. Ihm zur Huldigung erklangen zum ersten Male die alten Verse Schneckenburgers in Wilhelms Weise. Hundert Männer sangen sie unter des Komponisten Leitung zum ersten Male am 11. Juni 1854 in Krefeld zur Ehrung des preußischen Prinzen und späteren Königs, der nach sechzehn Jahren gegen Napoleon III. und Frankreich über den Rhein ziehen sollte, um siegreich als erster Kaiser eines einig

gewordenen Deutschlands heimzukehren. „Es war zur Zeit des Krimkrieges; die Erfolge der französischen Waffen hatten ein Mitglied der Liedertafel so ängstlich gemacht, daß es laut Protokoll gegen die Aufführung der ‚Wacht am Rhein' protestierte, weil dies von Frankreich als eine Demonstration oder Herausforderung angesehen werden könnte!" Stürmisch verlangte man in Krefeld die Wiederholung des markigen Chorliedes, und noch im gleichen Jahre sollte es mit größter Begeisterung auch auf dem Rheinischen Sängerfest aufgenommen werden. Unmittelbar nach diesem zweiten öffentlichen Erfolg nahmen Eyk und Greef die Wacht am Rhein in ihre Chorliedersammlung auf. Bald sollte es auch der spätere König Wilhelm hören. In Elberfeld, bei einer Gartenfestlichkeit, sangen es die vier Brüder Steinhaus vor dem Prinzen, der sich nach dem Komponisten erkundigte und ihn 1860 mit dem Titel eines Königlichen Musikdirektors ehrte. Auch Eickhoff, der Komponist von Beckers Rheinlied, dirigierte es 1861 vor dem König nach seiner Krönung. Dann kam im gleichen Jahre das erste große deutsche Sängerbundesfest und machte Tausende mit Wilhelms Weise bekannt; im Juli 1865 wurde es auf dem Sängertag zu Dresden gesungen. Noch immer aber war die große Stunde für dies Lied nicht gekommen, es gefiel wohl, aber Begeisterung entfesselte es nicht. Wohl war Wilhelm vom König von Preußen zum Königlichen Musikdirektor ernannt worden, aber es gelang ihm nicht, sich in Krefeld zu halten. Nach langen vierundzwanzig Jahren kehrte er erbittert, vergrämt und schwer leidend in seine Vaterstadt Schmalkalden zurück. In allem schien es abwärts mit ihm zu gehen. Elberfeld und Antwerpen wollten ihn als Dirigenten haben;

aber zu allem verhielt er sich ablehnend. Wenige Jahre waren genug, um Schneckenburgers Verse und seine Melodie abermals vergessen zu lassen. Schneckenburger war als Dichter der „Wacht am Rhein" völlig aus dem Gedächtnis verloren. Man deutete schon 1840 die Buchstaben M. Sch. als Müller Schullehrer; Wolfgang Müller von Königswinter und andere wurden als Schöpfer des Liedes angesehen, bis der Theologe Professor K. Hundeshagen, der die Entstehung 1840 miterlebt hatte, am 14. August 1870 in der „Kölnischen Zeitung" für Max Schneckenburger eintrat. Zurückgezogen von seinen Freunden, die auf ihre Briefe keine Antwort mehr bekamen, hauste Wilhelm kränkelnd in dem alten Pistorschen Hause am Lutherplatz, das heute eine Gedenktafel ziert gleich seinem Geburtshaus.

Da kam der Juli des Jahres 1870. Frankreich erklärte an Deutschland den Krieg, und gleichsam über Nacht entsann sich ganz Deutschland der „Wacht am Rhein", die man kaum noch in Konzertsälen gehört. Wie einst der Süddeutsche Schneckenburger die Worte und der Thüringer in Rheinpreußen die Melodie erfanden, so strömte jetzt aus Millionen Herzen und Kehlen von der Maas bis an die Memel, von der Memel bis zum Belt das deutsche Trutzlied und seine Verheißung: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Und nochmals trat das Leben an Wilhelm heran und reichte ihm die aus Süßigkeit und Bitternis für jeden eigens gemischte Schale. Sein Name war so gut wie verschollen, von den Männern, die mit seinem Lied Frankreich wie ein reinigendes Wetter durchzogen, wußten ihn wenige nur und kaum einer, daß er noch lebte. Aber seine Melodie war in Kampf, Not und Sieg lebendig und durch die Bluttaufe geheiligt worden.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Sterbehaus Karl Wilhelms in Schmalkalden.

Die Königin Augusta ließ auf den Wunsch ihres Gemahls dem kränkelnden Mann schon nach den ersten Siegen, die unter den Klängen der „Wacht am Rhein" erkämpft waren, am 27. August 1870 eine goldene Denk-

münze überreichen. Schmalkalden entsann sich seines Sohnes und ehrte sich durch Verleihung des Ehrenbürgerbriefes. Der Friede kam, und im Juni 1871 schrieb Bismarck an Karl Wilhelm: „Sie haben durch die Komposition von Max Schneckenburgers Gedicht ‚Die Wacht am Rhein' dem deutschen Volke ein Lied gegeben, das mit der Geschichte des eben beendeten Krieges untrennbar verwachsen ist. Entstanden in einer Zeit, wo die deutschen Rheinlande in ähnlicher Weise wie vor einem Jahre von Frankreich bedroht erschienen, hat die ‚Wacht am Rhein' ein Menschenalter später, als die Drohung sich verwirklichte, in der begeisterten Entschlossenheit, mit welcher unser Volk den ihm aufgedrungenen Kampf aufgenommen und bestanden hat, ihren vollen Anklang gefunden. Ihr Verdienst ist es, unserer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühl zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir vom geschäftsführenden Ausschuß des Deutschen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zuteil geworden ist, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von eintausend Talern aus dem Dispositionsfonds des Reichskanzleramtes anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können."

Bismarck erinnerte sich auch der noch lebenden Witwe Schneckenburgers und seiner Kinder, denen die gleiche Ehrengabe zuteil ward. Für Wilhelm kam noch der Ruf nach Berlin. Geheimer Rat Litfaß und Generalmusikdirektor Wieprecht luden ihn ein, seine „Wacht am Rhein" vor Tausenden begeisterter Hörer zu dirigieren.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Denkmal Karl Wilhelms auf dem Marktplatz in Schmalkalden.

Die Erinnerung an dies Ereignis schilderte Trinius in diesen Tagen: Als ein kranker, gebrochener Mann hielt Wilhelm seinen Einzug in der neuen Reichshauptstadt.



Phot. Franz Stix, Schmalkalden.

Grab Karl Wilhelms auf dem Friedhof in Schmalkalden.

Das Festkomitee hatte ihn neben dem königlichen Palais im „Hotel du Nord" untergebracht. Lebendig wird mir wieder jener merkwürdige Abend. Unter den Linden ein wogendes Meer, das vor dem festlich erleuchteten Hause

stillstand. Wohl tausend Sänger waren gekommen. Ein paar vaterländische Weisen gingen voran. Dann tauchte, geleitet von den Herren des Komitees, Karl Wilhelm im Rahmen des Hauseinganges auf. Schwer leidend und doch das Gesicht wehmütig leuchtend in der Freude dieser hohen Stunde. Weithin sich fortpflanzendes, immer erneuertes „Hoch" empfing den bescheidenen Mann, dem die Erregung dieser letzten Ehrenstunde seines Daseins stille Tränen entlockte. Dann stieg sein Lied, mächtig im Chor hinbrausend, zum Himmel. Karl Wilhelm ward noch vom Kaiser empfangen und manche Ehrung ihm erwiesen, ehe er zurückfuhr in seine stille Heimat Schmalkalden.

Schon als Bismarcks Schreiben zu ihm kam, war er gelähmt. Weder Elgersburg noch Marienberg, die der Kränkelnde besuchte, brachten ihm Linderung seiner schweren Leiden; nach zwei Jahren erlöste ihn am 26. August 1873 der Tod.

Schmalkalden und Krefeld ehrten sein Gedächtnis durch Errichtung von Denkmälern. Sein schlichtes, efeuumsponnenes Grab in Schmalkalden wird Deutschland wohl nie vergessen. Max Schneckenburger, der in der Schweiz starb, der tief an Deutschland hing, sprach oft davon, einst in vaterländischer Erde ruhen zu dürfen.

„Wenn ich einmal sterben werde,
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heimischen Strand!

Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania!
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!"

Am 16. Juli 1886 ließ seine Heimat Talheim seine sterblichen Reste aus Burgdorf überführen. Auch seinem Gedächtnis ward 1892 in Tuttlingen ein Mal gesetzt. Nord und Süd verbanden sich in beiden Männern, dem einigen Deutschland sein Nationallied zu schaffen, das es als unverlierbares Gut besitzt.

Seit Frankreich zum dritten Male in einem Jahrhundert die Brandfackel über den Rhein zu werfen trachtete, erklingt dies Lied nicht nur in seinen eroberten Provinzen. Auf der See siegten oder starben unsere Söhne mit seinen Worten auf den Lippen, am Bosporus, an den Küsten Afrikas und Chinas erklang es: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Ungarns und Österreichs tapfere Söhne singen mit unseren Kriegern dies deutscheste aller Lieder. Zum ersten Male wurde 1870 in Wien die „Wacht am Rhein" öffentlich gesungen. Der Wiener Männergesangverein gab zugunsten deutscher Verwundeter eine Liedertafel. „Für einen humanen Zweck" hieß es auf den Anschlagzetteln, aus Gründen strikter Neutralität, und aus gleichem Anlaß fehlte auch auf dem Programm das Lied, von dem alle Welt sprach, das jeder hören wollte. Damals schrieb Eduard Hanslick: „Es gibt aber Momente der Begeisterung, welche Polizeiverbote plötzlich mit Sturmesgewalt niederreißen. Die ‚Wacht am Rhein' wurde stürmisch begehrt, von den Sängern mit Begeisterung vorgetragen, abermals verlangt und abermals gesungen und so fort, zwar nicht in Ewigkeit, aber doch in die späte Nacht hinein. Wer diesen einmütigen, jubelnden Ausbruch von viertausend Menschen verschiedensten Standes miterlebt hat, konnte über die Stärke der deutschen Siegessympathien in Wien kaum länger in Zweifel sein." Und das ist der Sinn der „Wacht



Schmalkalden in Thüringen, vom Volksgarten gesehen. Geburtsstadt Karl Wilhelms.

am Rhein" geblieben bis auf den heutigen Tag: daß sie ein Bekenntnis ist für die gemeinsame deutsche Sache und ein Gelöbnis, die deutsche Heimat mit Gut und Blut gegen jeden Feind zu verteidigen. So versteht man auch in Österreich-Ungarn das deutsche Lied, das heute mit seinen wuchtigen Klängen den unzerstörbaren Willen von hundert Millionen Menschen machtvoll verkündet.



Max Schneckenburger.
Bronzemedaillon am Schneckenburger-Denkmal in Tuttlingen von Adolf Jahn.

Der Weltkrieg

Vierzehntes Kapitel

Mit 10 Bildern

Die Siegesbeute in Kowno, dessen Eroberung schon kurz erwähnt wurde, überstieg die ersten Angaben um ein beträchtliches. Während anfänglich die Zahl der gefangenen Russen auf 3000 Mann und der erbeutete Artilleriepark auf 400 Geschütze veranschlagt wurde, stellte es sich später heraus, daß rund 20 000 Gefangene und 1300 Geschütze in die Hand des Siegers gefallen waren.

Die Bedeutung Kownos lag für die russische Verteidigung darin, daß es den rechten Stützpunkt der Njemenlinie bildete. Obgleich an Größe hinter Warschau zurückstehend — sein Festungsgürtel hat nur den Umfang von etwa 30 Kilometern — gehörte es doch zu den stärksten und neuesten Festungen Rußlands, soweit wenigstens der äußere Fortsring in Betracht kam. Im ganzen verfügte Kowno über elf, zum Teil bis auf 4 Kilometer vorgeschobene Forts. Ihre Verteilung wurde durch die Lage der Festung an dem Zusammenfluß zweier Flüsse, des Njemen und der Wilija, bestimmt. Der Njemen fließt bei Kowno in der Richtung von Westen nach Osten, während die Wilija senkrecht von Norden nach Süden auf den Njemen stößt.

Bei der Anlage der Festungswerke aus neuerer Zeit handelte es sich darum, den Flußübergang über den Njemen und die Wilija gegen Westen und Süden zu schützen. Infolgedessen wurden dem Njemen auf der Südseite in einem Halbkreis sieben Forts vorgelagert, auf der Nordseite drei Forts westlich des Wilijaeinflusses und eines östlich davon errichtet. Das Kernwerk der Festung mit den Unterkunftsräumen für die Besatzung war veraltet, doch war dieser Fehler durch die Erbauung

einer großen Anzahl wohlgedeckter Batterien ausgeglichen worden.

An die Einnahme Kownos schloß sich kurz darauf die Eroberung von Nowo-Georgiewsk, das der Ausrüstung, der Besatzung und der Versorgung mit Lebensmitteln nach von der russischen Heeresleitung einen vielmonatigen Widerstand zu leisten bestimmt war.

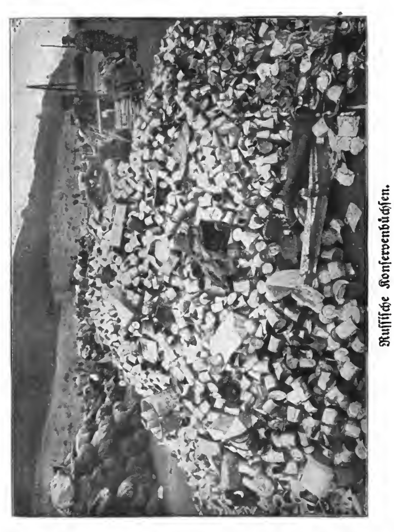
Nachdem die Festung auch im Osten zwischen Narew und Weichsel abgeschlossen worden war, wurden die vorgeschobenen Werke Zegrze und Benjaminow besetzt. Die von dem General v. Beseler, dem Eroberer Antwerpens, geleitete Belagerung begann mit einem vernichtenden Artillerieangriff auf die Forts 16 a, 16 und 16 b. Fort 16 a, das dicht am Narew liegt, wurde alsbald geräumt, worauf die Forts 16 und 16 b mit stürmender Hand genommen wurden. Alle diese Forts waren stark betoniert, mit ausgezeichneten Schützengräben versehen und reich mit Geschützen bestückt.

Das Feuer der schweren Mörser wandte sich nun gegen das große Fort 3, das die Zitadelle deckte. Die einschlagenden Riesengranaten hüllten das Fort in kurzem in undurchdringbare schwarze Rauchwolken, und hoch aufschießende Rauchsäulen zeigten die Explosion von Munitionsbeständen an. In das Dröhnen der Geschütze mischte sich das Knattern der anrückenden Infanterie und das trockene Knarren der russischen Maschinengewehre. Die Besatzung versuchte einen Vorstoß, aber die stürmenden Abteilungen nahmen die beiden vor dem Wall liegenden Kirchen, überschritten trotz des rasenden Hämmerns der Maschinengewehre die Brücke der Wkra, die in den Narew mündet, und setzten zum Sturm auf den Wall an. Vergeblich griff Fort 2 durch Seitenfeuer ein, der Wall wurde erstiegen, und die



Festung Kowno mit der von deutschen Pionieren erbauten Notbrücke.

Besatzung streckte die Waffen. In den Stahlgewölben des Forts fanden sich gewaltige Munitionsvorräte vor.



Russische Konservenbüchsen.

Sehr erfreut waren die einziehenden Truppen über die vielen Kisten von Konserven, die sie leeren konnten. Bald darauf wurde auch Fort 2 gestürmt.



Brennendes Dorf in Russisch-Polen.

Bald war auch die Zitadelle, auf die jetzt das Feuer der schweren Geschütze vereinigt wurde, nicht mehr zu halten, zumal der größere Teil der Besatzungstruppen durch die Beschießung völlig erschüttert war. Das gänzlich unberührte Fort 4, das in dem Winkel zwischen Narew und Weichsel liegt, ergab sich. Als die Infanteriespitzen in die Zitadelle, deren Kasernen in Brand gesetzt worden waren, eindrangen, verstand sich der Befehlshaber der Festung, General Bobyr, zur Übergabe. Die Siegesbeute betrug rund 90000 Gefangene, darunter 15 Generale und über 1000 andere Offiziere, 1640 Geschütze, 103 Maschinengewehre, 23219 Gewehre, 160000 Schuß Artilleriemunition und über 7 Millionen Gewehrpatronen.

Als Ausgangspunkt der russischen Heeresbewegungen gegen Galizien hatte Brest-Litowsk, von dem fünf große Eisenbahnlinien ausstrahlen, zugleich die Aufgabe, den Stapelplatz für die Heeresbedürfnisse des russisch-polnischen Militärbezirks zu bilden. Gegen dieses am Bug gelegene, durch einen Befestigungsgürtel von 40 Kilometer Umfang geschützte Kernwerk der russischen Verteidigung wendeten sich nach der Besetzung von Kowel die Heeresgruppen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen und des Generals v. Arz. Zunächst durchbrachen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen die vorgeschobenen Stellungen der Festung auf der Südwestfront und schlossen dann auch den Ring nach Nordwesten zu ab. Trotzdem die Russen von den Forts sämtliches Geschütz weggeführt hatten, setzten sie bei dem umfassenden Angriff dem Gegner noch zähen Widerstand entgegen. Der ungarischen Landwehr des Generals v. Arz gelang es, das südwestlich von der Festung gelegene Dorf Kobylany zu erobern, während galizische, mährische und schlesische Regimenter ein Fort



Rast einer Dragonerpatrouille an einer Quelle in Russisch-Polen.

südlich der Ortschaft Koroszczyn erstürmten. Deutsche Truppen bemächtigten sich dreier Werke an der Nordwestfront und besetzten darauf die an der Bahnbrücke gelegene Zitadelle. Vor dem Abzug hatten die Russen die eigentliche Stadt Brest-Litowsk fast völlig niedergebrannt.

Zu gleicher Zeit drangen die deutschen Heeressäulen unter Führung des Generals v. Scholz, des Generals v. Gallwitz und des Prinzen Leopold von Bayern zwischen Narew und Bug in breiter Front hinter den langsam zurückweichenden Russen stetig nach Osten vor. Besonders schwierig gestaltete sich das Vorgehen im Sumpftal des Nurzecabschnitts. Durch die Verkürzung der Front hatten die Russen Verstärkungen gewonnen, die sie unaufhörlich gegen die Stoßgruppe Gallwitz warfen. Hatten sich früher die russischen Grabenlinien in 15 Kilometer Entfernung hintereinander hingezogen, so mußten nunmehr alle 5 Kilometer Gräben um Gräben genommen werden. Diese fortwährenden Kämpfe stellten ungeheure Anforderungen an die Truppen. Gleichwohl wurde Bjelsk erreicht und dann weiterhin Bjalystok, eine Stadt von annähernd 100 000 Einwohnern, besetzt.

Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern trieb den Feind in der Richtung auf den Bjalowieskaforst vor sich her und warf ihn nach dem vergeblichen Versuch, die Verfolgung zum Stehen zu bringen, in ihn hinein. Nachdem der Lesnaabschnitt gewonnen und der Übergang über den oberen Narew erzwungen worden war, wurde der Austritt aus der Sumpfenge von Pruzana erkämpft.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg schob sich inzwischen mit ihrem rechten Flügel



Russisch-polnische Fam'lie vor ihrer wieder notdürftig aufgebauten Hütte.

gegen die Festung Grodno vor, die den linken Stützpunkt der Njemenlinie darstellte. Wälder, Sümpfe und Hügelgelände unterstützten die Verteidigung. Die Stadt selbst war unbefestigt, dagegen wurde sie von sieben vorgeschobenen Forts gedeckt, von denen vier auf dem südlichen, drei auf dem nördlichen Ufer des Njemen lagen.

Der Angriff gegen Grodno wurde auf der Westfront begonnen. Norddeutsche Landwehr stürmte das Fort 4, worauf badische Truppen das weiter nordwestlich gelegene Fort 4a eroberten. Hierauf räumten die Russen die übrigen Werke der Westfront. Durch schnelles Handeln gelang es sodann den deutschen Truppen, den Njemen zu überschreiten und nach einem Häuserkampf die Stadt zu nehmen. In der Nacht gingen die Russen in östlicher Richtung zurück und überließen die Festung mit sämtlichen Forts den Angreifern.

Nach der Einnahme von Brest-Litowsk trat die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen den Vormarsch gegen die Rokitnosümpfe an, ein 82000 Quadratkilometer umfassendes flaches und nur spärlich oder gar nicht besiedeltes Gelände im Flußgebiet des Pripjet, der in trägem Lauf nach vielen Verzweigungen in den Dnjepr einmündet. Die Russen leisteten auf den die 40 Kilometer tiefe Urwaldstrecke und die breiten Sumpfniederungen durchziehenden Dammstraßen einen wohlvorbereiteten Widerstand, so daß der Boden Schritt für Schritt erkämpft werden mußte. Aber alle ihre Anstrengungen erwiesen sich als fruchtlos, und der wichtige Eisenbahnpunkt Kobrin an der nach Pinsk führenden Linie konnte besetzt werden.

Einen ebenso erfreulichen Fortgang nahmen auch die Kriegshandlungen südlich der Rokitnosümpfe, wo unter



Einschlagende Granaten.

der Oberleitung des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich die Heeresgruppen Pflanzer-Baltin, Bothmer, Böhm-Ermolli und Puhallo vorstießen.

In wuchtigem Ansturm gelang es den kroatischen Regimentern des Generals v. Pflanzer-Baltin, die russischen Stellungen, die seit Wochen ausgebaut waren, an der Zlota-Lipa zwischen Gologory und Brzezany in einer Ausdehnung von 30 Kilometern zu durchbrechen, worauf nach heftigen Kämpfen bei Wladimir-Wolynsk.j der Feind auf einer Front von 250 Kilometern zum Rückzug gezwungen wurde. Die Truppen des Generals v. Pflanzer-Baltin verfolgten die Russen in der Richtung auf Buczacz, die aus österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräften zusammengesetzte Heeresabteilung des Generals Grafen Bothmer drang bis Zborow vor, General v. Böhm-Ermolli besetzte die Stadt Zloczow, und die Heeresgruppe des Feldzeugmeisters v. Puhallo warf die feindlichen Nachhuten auf die Festung Luck zurück.

Bei der hervorragenden Bedeutung des wolhynischen Festungsdreiecks, das einerseits die Zugänge nach Ostgalizien, anderseits die von Kiew herankommenden Anmarschlinien beherrscht, war bei Luck eine heftige feindliche Gegenwehr zu erwarten. Luck, das am linken Ufer des Styr als Westspitze des Festungsdreiecks durch einen ungemein starken Brückenkopf den Flußübergang deckt und außerdem im Westen durch vorgelagerte Sümpfe geschützt ist, war durch einen Frontangriff nur unter schwersten Opfern zu nehmen. Deshalb ließ Feldzeugmeister v. Puhallo seinen linken Flügel zu einer großen Umfassung ausholen, überschritt, verstärkt durch die aus dem Norden herangezogenen österreichisch-ungarischen Truppen, den Styr unterhalb Luck und



Sanitätsmannschaften mit ihren Hunden auf dem Wege zur Front.

schwenkte nun nach Süden ein. In ihrer Rückzugslinie bedroht, räumten die Russen die Festung, ließen aber



Brieftauben im italienischen Heer.

eine beträchtliche Nachhut zurück. Ein Sturm mit dem Bajonett brachte den Brückenkopf und damit Luck selbst in den Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen. Das gleiche Schicksal teilte acht Tage spä.er die zweite



Blick auf das Hochgebirge am Isonzo.

Festung des Dreiecks, Dubno, wo große Verpflegungsvorräte und ausgedehnte Barackenlager in die Hände der Sieger fielen.

Im äußersten Norden der Riesenfront ergab sich als wichtigster Fortschritt der unter dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg stehenden Heeresgruppe die Eroberung des an der Düna gelegenen Brückenkopfs von Friedrichsstadt.

* * *

An der österreichisch-italienischen Grenze wurde das vielumkämpfte Stilfser Joch vollständig von den Italienern gesäubert und ihnen zugleich der Scorluttoberg, der die Paßhöhen beherrscht, entrissen.

Die schwerste Niederlage aber unter den vielen, die die Italiener bereits erlitten, holten sie sich bei Lafraun. Zehn Tage lang wurde der Sturm gegen die österreichische Stellung durch eine wütende Artillerietätigkeit vorbereitet. Ein Hagel von Geschossen, der sich von Stunde zu Stunde steigerte und auch in der Nacht nicht aussetzte, überschüttete die gegnerischen Schützengräben.

Der nachfolgende Infanterieangriff wurde mit einer ganzen Division ausgeführt. Mit fliegenden Fahnen stürmten die italienischen Truppen, denen man eingeredet hatte, daß sie nach der furchtbaren Artillerievorbereitung Widerstand nicht finden würden, bis an die vordersten Stellungen der Verteidiger heran. Dann aber setzte die Gegenwehr ein. Unter dem rasenden Feuer sanken die Angreifer reihenweise nieder, Haufen von Toten und Verwundeten schichteten sich vor den Schützengräben auf, und was sich retten konnte, stürzte in eiligster Flucht davon.



Tiroler Standschützen.

Am nächsten Morgen wurde der Angriff mit verstärkten Kräften wiederholt. Aber auch er wurde mit den gleichen schweren Verlusten abgeschlagen. Ebenso mißlang ein dritter Sturm gänzlich.

Das italienische Infanterieregiment Nr. 115 wurde bis auf Bruchteile aufgerieben. Seine Fahne wurde zurückgelassen, der Oberst mit fünf Offizieren verwundet gefangengenommen. Der Verlust der Italiener belief sich bei den Angriffen mindestens auf 4000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando sprach den Standschützen, Landstürmern und Landesschützen für ihr Heldentum den ehrenvollsten Dank aus.

* * *

An der Westfront brachen nordöstlich von Vienne-le-Chateau in den Argonnen Württemberger und Lothringer Regimenter zum Angriff vor. Die durch die Artillerie nachdrücklich unterstützte stürmende Infanterie setzte sich auf einer Frontbreite von über 2 Kilometern und auf einer Tiefe von 300 bis 500 Metern in den Besitz der feindlichen Gräben und eroberte den wichtigen Stützpunkt Marie-Therese. Es wurden 30 Offiziere und gegen 2000 Mann gefangengenommen und 48 Maschinengewehre sowie 54 Minenwerfer erbeutet.

Mannigfaltiges

Der Mann mit dem Kautschukgesicht. — Einer der berühmtesten Polizeibeamten Frankreichs zur Zeit Napoleons III. war Hektor Duperdin, der für die Sicherheit des Kaisers zu sorgen hatte. Duperdin verlor in Brest, wo er Mitglied der Oper war, seine Stimme und fand, um seiner schauspielerischen Verwandlungsfähigkeit willen, durch Vermittlung eines Gönners Anstellung bei der Pariser Polizei. Die hochentwickelte Gabe, seine Gesichtszüge ohne besondere Hilfsmittel nach Ansehen und Ausdruck völlig zu verändern, nach Wunsch und Absicht dauernd zu behalten, war so bedeutend, nach Anlage und durch Übung gesteigert, daß ihn schon in Brest Freunde oft nicht erkannten.

Als er dem Polizeidirektor in Paris sein Anliegen vortrug, ohne ihm das Empfehlungsschreiben seines Gönners vorzuzeigen, fertigte ihn Cascal kurz mit der Erklärung ab, für gewesene Komödianten habe er keine Verwendung. Duperdin versuchte es mit Bitten, doch ohne allen Erfolg. Betrübt ging Duperdin weg. Kaum war der Polizeidirektor allein, als es abermals klopfte. Ein altersgebeugtes Männchen mühte sich unbeholfen ins Zimmer und überreichte dem Beamten wortlos einen Brief. Cascal las kopfschüttelnd das von einem hohen Regierungsbeamten an ihn gerichtete Schreiben, worin er angelegentlich ersucht wurde, den Überbringer, Hektor Duperdin, bei der Polizei unterzubringen. — Duperdin! So nannte sich doch auch der Mann, der kurz vor dem Alten dagewesen war. — Als er aufsah, um von dem neuen Bittsteller Aufschluß über diese Seltsamkeit zu erlangen, stand er verblüfft auf. Der altersschwache, bartlose, faltendurchfurchte Greis mit den dürftigen Haarsträhnen war verschwunden; an seiner Stelle stand ein kräftiger, beschränkt dreinschauender Bursche mit kurzgeschorenem Blondhaar. — Cascal begriff. In dem Empfehlungsschreiben stand es ja, daß der frühere Opernsänger vor dem Polizeidirektor „Proben seines gerade im Polizeidienst vorzüglich zu verwertenden außerordentlichen Talentes" ablegen würde. Was Cascal eben gesehen, war vorläufiger Beweis genug dafür.

Mit Duperdin ging es in der Kriminalabteilung rasch vorwärts. Anfang April des Jahres 1855 kam der Pariser Polizei

ein Brief ohne Unterschrift in die Hände, der offenbar von Frauenhand stammte und dunkle Andeutungen über einen gegen Napoleon III. geplanten Mordanschlag enthielt. Man übertrug Duperdin die nötigen Ermittlungen. Das Schreiben wies auf eine übelberüchtigte Kneipe im Montmartreviertel hin, in der seit langem fast nur Italiener verkehrten; dort, im „Lustigen Jakobiner", würde man alles erfahren. Duperdin setzte nun eine ganze Komödie ins Werk, um sich das Vertrauen des Wirtes zu sichern. Verkleidet als ein gewisser Perigod, der vor drei Monaten ein Londoner Bankhaus beraubt und bisher nicht hatte ergriffen werden können, ging er in die Kneipe, nahm den Besitzer beiseite, offenbarte sich ihm als der steckbrieflich Verfolgte und bot eine hohe Summe, falls er sicheren Unterschlupf hier finden könne. Auf Fragen des Wirtes, wie er dazu käme, sich ihm anzuvertrauen, erzählte Duperdin allerlei überzeugende Geschichten und nannte einen italienischen Gipsfigurenhändler in London, der ihn an den „Lustigen Jakobiner" verwiesen als sichersten Ort für die Stunde der Not. Der Wirt blieb zurückhaltend, bis Perigod-Duperdin eine Londoner Zeitschrift hervorholte, worin er abgebildet war, und so den Mißtrauischen überzeugte, daß er wirklich der gesuchte Einbrecher sei, auf dessen Ergreifung fünfhundert Franken Belohnung gesetzt waren. Nun saß der falsche Perigod im „Lustigen Jakobiner", wo ihm bald auszukundschaften gelang, was zu wissen nötig war. Der Führer der gegen das Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung war ein gewisser Pianori, von dem der Plan stammte, bei der Fahrt zur Truppenschau am 28. April nach Napoleon eine Bombe zu werfen.

Als Duperdin über die Absichten der Italiener, die alle zu einer Geheimgesellschaft gehörten, im klaren war, fing er an dem Wirt beweglich zu klagen, daß er sich in Paris nicht mehr sicher fühle und versuchen wolle, nach Amerika zu entkommen. Der angebliche Perigod verschwand, und fünf Tage später, noch ehe der Kaiser zur Truppenbesichtigung aufbrach, wurden vier der Verschworenen auf der Straße verhaftet, darunter auch Pianori, bei dem sich zwei Wurfbomben fanden. Das Gericht

verurteilte die Italiener zu lebenslänglicher Verschickung nach einer der Strafkolonien. Inzwischen war der echte Perigod in Brüssel, wo er sich monatelang zu verbergen gewußt, verhaftet worden. Die Zeitungen berichteten über die Ergreifung des Bankräubers mit allen Einzelheiten, woraus dem Wirt vom „Lustigen Jakobiner", dem man keine unmittelbare Schuld an dem Anschlage auf den Kaiser hatte nachweisen können, endlich klar ward, daß er einem verkleideten Polizeibeamten an Stelle des wirklichen Perigod den Schutz seines Hauses geboten. Die übrigen Mitglieder der Geheimgesellschaft trachteten nach dem Namen des Beamten, der den Anschlag zu vereiteln gewußt und ihre Genossen den Behörden in die Hände gespielt hatte. Als sie erfuhren, wer es gewesen war, versuchten sie im Zeitraum von zwei Monaten nicht weniger als sechs Mordanschläge auf Duperdin, nachdem sie in einem Drohbrief geschworen hatten, ihn zu töten. Bei dem letzten Mordversuch traf den inzwischen zum Kommissar beförderten Duperdin ein Schuß in die Schulter. Der Vorstand der politischen Polizei, zu welcher der frühere Sänger inzwischen übergetreten war, ließ Duperdins Tod in den Zeitungen melden und die Täuschung bis zum Begräbnis durchführen — wobei man einen leeren Sarg der Erde übergab — alles nur, um den bei Napoleon III. in hoher Gunst stehenden Beamten vor weiteren Nachstellungen zu schützen.

Der französische Geschichtschreiber Hugo v. Fourlanier teilt über die ferneren Schicksale Duperdins in seinem Buche „Napoleon III. und seine Zeit" folgendes mit. „An dem Tage, als Hektor Charles Godefroy Duperdin, das angebliche Opfer der trotz aller Bemühungen nicht zu fassenden italienischen Geheimgesellschaft, auf dem Sacré-Coeur-Kirchhof beerdigt worden war, tauchte in der Umgebung des Kaisers ein älterer graubärtiger Herr, Baron Roger v. Surlarge, auf, dessen wahren Namen und Beruf nur wenige Vertraute Napoleons kannten. Selten hat ein Mann ein so abenteuerliches Leben geführt wie dieser Baron, der angeblich in der Normandie ein Schloß besaß, das er hin und wieder aufzusuchen pflegte — dann nämlich,

wenn die Pflicht den Kommissar Duperdin im Dienste seines kaiserlichen Herrn nach auswärts rief. Die Verkleidungskunst dieses Beamten, der auch das von Orsini gegen den Kaiser geplante Attentat im Jahre 1858 im letzten Augenblick vereitelte, war so groß, daß er in stets glänzend bis in die kleinste Kleinigkeit durchgeführter Maske sich in alle jene Kreise unter den verschiedensten Namen eindrängte, wo man politische Gegner des herrschenden Regimes vermutete. Eingeweihte nannten Duperdin nur den Mann mit dem Kautschukgesicht. Beliebt war er eigentlich nur bei seinem kaiserlichen Herrn, der ihn auch mit politischen Missionen betraute. Sonst fürchtete man ihn überall, da niemand wissen konnte, ob dieser begabteste aller Spione, der je in Diensten eines Herrschers stand, nicht in irgend einer neuen Verkleidung mit völlig anderen Gesichtszügen in der Nähe stand und jedes Wort belauschte. Den wahren Duperdin hat seit dem Jahre 1855 nur noch der Spiegel zu sehen bekommen. Als Napoleon 1870 abdanken mußte, verschwand der vielgestaltige Beamte, der inzwischen zu großem Vermögen gekommen war, aus Frankreich und ließ sich in Genf unter dem Namen eines Doktor Nenquist nieder, wo er 1881 starb. Da er Angehörige nicht besaß, vermachte er sein Vermögen aus alter Anhänglichkeit dem Prinzen Viktor Bonaparte als dem derzeitigen Oberhaupt des ehemaligen Kaiserhauses. Seine Denkwürdigkeiten und Erlebnisse, zwei starke Bände, die den eigenartigen Lebensweg dieses feingebildeten Mannes erst so recht enthüllt haben, erschienen in Paris ein Jahr nach seinem Tode, ohne viel Beachtung zu finden. W. K.

Ein Denkmal christlicher Einigkeit und Duldung. — Zwischen den Kurorten Georgental und Friedrichroda bei Altenbergen erhebt sich auf einer einsamen Höhe des Thüringer Waldes eine acht Meter hohe Säule in der eigenartigen Form eines Kirchenleuchters, aus dessen erweiterter Spitzenfläche drei Flämmchen emporzüngeln. Das Mal wurde zum Gedächtnis daran gesetzt, daß im Jahre 724 an dieser Stätte durch Bonifazius die erste christliche Kirche in Thüringen erbaut worden war. Viele Jahrhunderte lang hielt man den Gottesdienst in diesem

Bauwerk und vollzog alle kirchlichen Handlungen — Taufen, Trauungen und Leichenfeiern — nach alten Bräuchen dort. Als die alte Kirche für die wachsende Christengemeinde Thüringens zu enge ward, errichtete man am Fuße des Berges eine neue; der alte Bau auf dem Berge aber zerfiel. Die erste Anregung, an der Stelle ein Denkmal zu errichten, kam von einem frommen Holzhauer, Nikolaus Brückner aus Altenbergen. Er stiftete zwanzig Gulden als Grundstock zu einem Kapital, aus dem die Kosten der Denkmalserrichtung bestritten werden sollten. Am 1. September 1811 konnte man das Denkmal der ersten Missionsstätte Thüringens weihen. Entsprechend dem durch die drei Flämmchen auf der Spitzenfläche der Säule symbolisch ausgedrückten Gedanken, daß die Grundlehren des Christentums in drei verschiedenen Formen verkündet werden, wurde die Weihe des Denkmals auch von Geistlichen der drei hauptsächlichsten christlichen Bekenntnisse, nämlich von dem Generalsuperintendenten Löffler aus Gotha, dem katholischen Prälaten Plazidus Muth, Abt des ehemaligen Benediktinerklosters in Erfurt, und dem reformierten Diakonus Wittich aus Schmalkalden, vollzogen. Ein Bild christlicher Einigkeit und Duldung. Es war jene Zeit, die sich an Lessings Nathan dem Weisen und den Gedanken und Auffassungen der friderizianischen Epoche herangebildet hatte. Vom alten Fritz stammte ja das Wort, daß in seinem Reiche jeder nach seiner Weise selig werden könne. R. v. B.



Über die Bedeutung der Stirnaugen bei Ameisen. — Die meisten Hautflügler haben zwischen den großen Facettenaugen, die beiderseits des Kopfes sitzen, noch sogenannte Ozellen, Stirn- oder Medianaugen, die im Gegensatz zu den Facettenaugen recht einfach gebaut sind.

Die Frage nach der Bedeutung, nach dem Zweck dieser Organe war bis in die neueste Zeit noch nicht endgültig gelöst. Der berühmte Ameisenforscher August Forel hatte angenommen, daß sie zum Sehen in der Nähe dienen. Nun wurde aber festgestellt, daß derartige Ozellen fast nur bei solchen Insekten vorkommen, die gut fliegen können; ja, mit der Fähigkeit, mehr oder weniger gut fliegen zu können, steigt auch der Ausbildungsgrad dieser Stirnaugen. Sie sind stark verkümmert bei der flugunfähigen Arbeiterkaste der Ameisen, hingegen sehr gut ausgebildet bei den geflügelten Männchen, denen es während des Hochzeitsflugs obliegt, die ebenfalls fliegenden Weibchen im Fluge zu erhaschen. Das weist darauf hin, daß die vorzügliche Ausbildung der Stirnaugen bei den Ameisenmännchen mit dem Hochzeitsfluge in enger Beziehung steht; um die Weibchen aufzufinden, muß den Männchen eine Orientierung auf größere Entfernung hin möglich sein.

Für die Ansicht, daß die Ozellen zum Sehen in die Ferne dienen, spricht auch die Tatsache, daß bei Insekten, die das Flugvermögen allmählich verlieren, stets auch eine Rückbildung der Stirnaugen — oft sogar bis zum vollständigen Verlust — zu beobachten ist. Dr. B.

Die Versorgung der Verwundeten und Kranken in den Seeschlachten. — Unsere Marine hat durch ihre bisherigen Schlachten und Kämpfe — ich erinnere nur an die wiederholte Beschießung der englischen Küste, an die Schlacht im Stillen Ozean, an die Tätigkeit der „Emden", an die Schlacht bei Helgoland, an die todesmutige und erfolgreiche Arbeit der Unterseeboote — die Bewunderung der ganzen Welt erregt. Sie ist der besondere Stolz des deutschen Volkes geworden; das Vertrauen, das ihr das deutsche Volk entgegenbringt, ist so unbegrenzt als wohlbegründet.

Und doch tritt das allgemeine Interesse an der Marine vor den Landarmeen mehr zurück. Nicht nur die Schlachten der Landtruppen selbst, sondern auch alles, was mittelbar und unmittelbar zum Betriebe der Landheere gehört, wird in Zeitungen und Zeitschriften hinreichend besprochen; von der Marine dagegen und ihren vielseitigen Einrichtungen, liest man dagegen nur wenig. Das hat seinen ersten Grund wohl darin, daß ihre Arbeiten und Taten auf den fernen Meeren mehr im stillen geschehen und wir von der Tapferkeit des einzelnen fast nichts hören, daß die Veröffentlichung von Seepostbriefen noch viel strengerer Zensur unterliegt als die der Feldpostbriefe.

In jedem Kriege nun, möge er zu Wasser oder zu Lande geführt werden, ist die ärztliche Tätigkeit von ganz besonderer Wichtigkeit; auch hierüber erfährt man von der Marine sehr wenig.

Die Verwundungen in Seeschlachten sind meist viel schwerer als bei Kriegen auf dem Felde, wo es sich größtenteils um Verletzungen durch Kugeln kleinkalibriger Gewehre und deshalb meist kleinere Wunden handelt, die besonders an den Gliedmaßen nicht lebensgefährlich sind. Sogar bei Schüssen in die Schädelhöhle, den Brustkorb oder in den Leib tritt vielfach volle Heilung ein, und Operationen erweisen sich nicht als immer nötig. Selbst Verwundungen durch Granaten und Schrapnelle sind nicht so schwer wie jene in Seeschlachten. Um die eisenumpanzerten Kolosse von Kriegschiffen zu zertrümmern oder wenigstens kampfunfähig zu machen, bedarf es gewaltiger Schiffskanonen und entsprechender Geschosse, wie sie die Landarmeen durchschnittlich nicht haben. Wundeiterungen sind auf Kriegschiffen viel seltener als auf dem Lande. Für die kleinen Krankheitsbeförderer — Bazillen — ist auf einem Kriegschiffe kein Raum; an Bord findet durch die ständige peinliche Säuberung eine Verdünnung und Fortschwemmung der Eitererreger statt. Daher kommt es auch, daß wir bei den in Seeschlachten Verwundeten fast gar keinen Wundstarrkrampf (Tetanus) erleben, der durch den Schmutz der Erde und des Kotes von Pferden hervorgerufen wird. Auch Erkrankungen sind auf den Schiffen

zum Teil ganz anders geartet wie auf dem Lande. Typhus, Cholera, Ruhr sind auf den Schiffen ungemein selten. Auch das ist nicht überraschend, weil ja auch die Erreger dieser Krankheiten auf Kriegschiffen nicht leben und sich nicht fortpflanzen können; Eisen ist kein Nährboden wie Wasser und Erde. Gleich selten sind Flecktyphus und Rückfallfieber. Ärztliche Forschungen der letzten Jahre haben den Beweis erbracht, daß diese beiden meist tödlich verlaufenden Erkrankungen durch Läuse, durch Ungeziefer hervorgerufen, das heißt übertragen werden. In gegenwärtiger Kriegszeit wurde viel darüber geschrieben, weil das Ungeziefer eine große Plage unserer Landarmeen ist, die in den Schützengräben viel am Boden liegen müssen. Diese Plage ist so schwer, daß neuerdings eine Vereinigung Mittel sammelt, um nicht nur unsere Truppen, sondern auch die Gefangenen und damit unser eigenes Land vor dem Ungeziefer und seinem Gefolge genügend schützen zu können. Trotzdem unsere Landtruppen an musterhafte Sauberkeit gewöhnt sind, kommen sie durch die ständige Berührung mit dem Boden in immer neue Gefahren.

Unsere Schiffsmannschaften sind von dieser Plage völlig frei. So wenig wie die Krankheitserreger finden auch jene Vielfüßler auf dem Kriegschiffe geeigneten Nährboden. Dagegen gibt es auf Kriegschiffen wieder andere Erkrankungen, die besondere Maßnahmen erheischen: Skorbut und Neurasthenie.

Früher war Skorbut eine sehr gefährliche Erkrankungsform, er war geradezu der Würgengel der Schiffsmannschaft. Auf Segelschiffen war es bis in die letzten Zeiten hinein, wie Marinegeneralarzt Hoffmann in der Deutschen medizinischen Wochenschrift berichtet, nichts Außergewöhnliches, daß bei verlängerter Fahrt, wenn die Frischversorgung ausblieb, manchmal die ganze Mannschaft davon befallen und in einzelnen besonders schweren Fällen bis auf den letzten Mann dahingerafft wurde. Man hat vormals für solche Schiffe den Ausdruck „schwimmende Särge" mit Recht gebraucht. Auch auf Kriegschiffen bestand dieser Zustand vor noch nicht allzu langer Zeit. Noch leben Söhne von Vätern, die einst solche Schreckensfahrten selbst mitgemacht haben. Erst durch die Entdeckungen, Erfindungen und Erfah-

rungen der letzten Zeit, durch Anwendung technischer und gesundheitlicher Einrichtungen konnte diese Krankheitsform von den Schiffen so gut wie völlig vertrieben werden. Die Beschleunigung der Schiffsreisen, die Erfindung der Konservierung von Fleisch und Gemüse, der Eismaschine und Kühlräume haben es dahin gebracht, daß Skorbuterkrankung immer seltener wird.

Anders steht es um einige Nervenkrankheiten, besonders um die Neurasthenie. An Bord des eisernen Schiffes herrscht nahezu ständig nervenaufreibender Lärm; selbst in der Nacht gibt es kaum eine völlig ruhige Stunde. Schlimmer aber ist dieser Lärm noch bei kriegerischer Tätigkeit. Dutzende von Maschinen arbeiten fortwährend, dauernd erzittern die Decke und Wände, die furchtbare Arbeit der großen Geschütze läßt den ganzen Bau beben und erdröhnen, und so erfordert eine Seeschlacht von den Mannschaften besonders starke Nerven. Auch hier hat unsere Marineverwaltung Rat zu schaffen gewußt. Die Erfahrung lehrt, daß jüngere Seemannschaften durch die ewige Unruhe nur wenig beeinflußt werden. Die älteren See-, Deck- und Unteroffiziere, die schwerer darunter leiden, werden zu anderen Dienstabteilungen genommen. So kommt es, daß trotz dieses nicht zu beseitigenden Zustandes auf unseren Kriegschiffen die Neurasthenie nicht in größerem Umfang heranwächst.

Weit schwieriger als bei den Landarmeen ist bei Kämpfen zur See die Bergung von Verwundeten und Erkrankten.

Bei den Landarmeen ist der Truppenverbandplatz für die erste ärztliche Hilfe in der Nähe der Gefechtslinie. Von dort kommen die Verwundeten auf die Hauptverbandplätze, die in der Nähe von Straßen, Gebäuden und Wasser liegen. Hier werden die Verbände nachgeprüft und erneuert, dann werden die einzelnen Truppen in Feldlazarette, die gleichfalls noch in der Nähe der Gefechtstelle liegen, verbracht. Dort werden die dringlichsten Operationen vorgenommen, die nicht marschfähigen Verwundeten werden gepflegt, bis sie in die Kriegslazarette und später in die Etappenlazarette überführt werden können.

Anders ist die Versorgung bei den Seeschlachten. Geschichtlich ist der Sanitätsdienst zur See noch nicht alt. Krankentrans-

port auf Flußschiffen war schon zur Zeit Friedrichs des Großen bekannt. Das erste Lazarettschiff wurde erst im Jahre 1856 von England in Ostasien gebraucht. In früheren Zeiten konnte man für die Verwundeten einer Seeschlacht nur wenig tun. So kam es vor, daß die kämpfenden Mannschaften, um sich auf dem Schiffe den nötigen Bewegungsraum zu verschaffen, Gefallene und Verwundete über Bord warfen.

Am Schiffsbord gibt es keinen Ort, der mit zureichender Sicherheit als Zufluchtstätte für Verwundete und Ärzte gegen die schweren Geschosse der Schiffskanonen gelten könnte. Verwundete und Ärzte weilen mitten auf dem Kampfplatze. Die Ärzte und ihre Hilfskräfte bleiben auf den Kriegschiffen in engster Fühlung mit den Kämpfenden. Man sucht sich damit zu helfen, daß man mit größter Raschheit alle Verletzten wegschafft, um sie an einer Empfangstelle zunächst notdürftig, in der Verbandsabteilung der zweiten Stelle erst regelrecht zu verbinden. Schiffe sind in Oberdeck, Mitteldeck und Unterdeck geteilt. Der Notverbandplatz ist stets auf dem Oberdeck zwischen den Geschützen; für einige Geschütze besteht dabei immer eine Verbandstelle; Sanitätsmannschaften sind vorhanden, aber auch die gesamte Mannschaft ist für Notverbände, Blutstillung und die nötigsten Hilfeleistungen vorgebildet. Der Hauptverbandplatz liegt im Mitteldeck. Die vorbehandelten Verwundeten bringt man in das im Mitteldeck gelegene Schiffslazarett. Nur so lange sollen sie dort bleiben, bis notwendige lebensrettende, unaufschiebliche Operationen gemacht sind, bis ein für den Krankentransport eingerichtetes Lazarettschiff sie übernehmen kann. Das Wegschaffen der Verwundeten vom Kampfplatze in das Lazarett im Schiffsraum ist besonders schwierig. Zu Lande hat man meist nur in einer wagrechten Ebene zu arbeiten. Man trägt die Verwundeten auf Tragbahren. Auf dem Schiffe indes müssen die Verwundeten wagrecht, senkrecht und vielfach durch enge Räume und Durchlässe in den unteren Raum, das Mitteldeck, gebracht werden. Dazu verwendet man neben anderen Hilfsmitteln Hängematten und Gleitbahnen, auf denen man in schiefer Ebene die Kranken von einem Deck zum anderen gleiten

läßt. Sind die Verwundeten im Schiffslazarett geborgen und die dringlichsten Operationen geschehen, dann sucht man sie bald vom Schiff zu entfernen, da es sich erst nach Abgabe der Toten und Verwundeten wieder in volle Gefechtsbereitschaft setzen kann. Dazu dienen schwimmende Krankenhäuser, die Lazarettschiffe, denen die Hilfslazarett- oder Transportschiffe zur Seite stehen, von wo aus Verwundete und Kranke in die Landlazarette überführt werden. Die Lazarett- und Hilfslazarettschiffe sind durch besonderen Anstrich kenntlich gemacht und folgen den Geschwadern unter der Flagge des Roten Kreuzes. Die Hilfslazarett- oder Transportschiffe sind kleinere Dampfer mit fünfzig bis siebzig Lagerstellen, die Lazarettschiffe indes vollständige Hospitäler mit durchschnittlich je dreihundert Betten. Sechs solcher Schiffe stehen unserer Marine zur Verfügung. Nach neuzeitlichen Forderungen erbaut, sind sie mit Operationsräumen, Vorbereitungs- und Verbandsräumen, einem Röntgenzimmer, Apotheke, Laboratorium, mit Krankenzimmern für Offiziere und Mannschaften eingerichtet.

So schwierig auch die Versorgung der Verwundeten und Kranken auf den Schiffen ist, so wenig Erfahrungen man auf diesem Gebiete auch bei allen übrigen Völkern hat, wir dürfen es mit Genugtuung und Freuden begrüßen, daß unsere Marineverwaltung auch hier das möglichst Vollkommene zu schaffen gewußt hat.

Unser Vertrauen zu unserer herrlichen Marine wird dadurch von neuem vermehrt. Mögen ihr wie in den verflossenen, so auch in den noch künftigen Kämpfen die wohlverdienten reichsten Siegeslorbeeren beschieden sein. Dr. Stein.

Offene Augen. — Die meisten Menschen gehen durch die Welt, meinen, die Augen offen zu haben, sehen aber nicht das wirklich Große, Schöne und Wunderbare. Wer seine Augen wirklich offen hält, der wird die Natur auch im kleinen bewundern und auch praktisch davon lernen.

Der schottische Brückenbaumeister Samuel Browe hat das erfahren. Er sollte eine Brücke über den breiten Fluß Tweed bauen, der die Grenze zwischen England und Schottland bildet.

In tiefen Gedanken darüber, wie er das am billigsten und sichersten ausführen solle, ging er eines Tages in seinem Garten auf und ab. Da bleibt er vor einem Spinngewebe stehen, das quer über den Weg von einem Baum zum anderen gespannt war. Lange stand er davor, betrachtete es genau — und erkannte, daß das die großartigste und auf das feinste ausgerechnete Brücke war, von der er bis jetzt auf Erden wußte. Er ahmte nun in Eisen nach, was die kleine Baumeisterin ihm vorgebaut und vorgerechnet hatte, und Samuel Browe wurde ein berühmter Mann. D. v. B.

Winke für die Ausnützung der Wärmequellen in Glashäusern und Wohnräumen. — Räume, die mit Glasdach und Glaswänden versehen sind, haben im Sommer den Übelstand, daß sie bei Sonnenbestrahlung überaus warm sind, und im Winter, daß sie sehr schlecht geheizt werden können. Beides beeinträchtigt ihre Benützung, und es verlohnt sich, den Gründen nachzugehen und die möglichen Abhilfsmittel zu kennen.

Die Sonne spendet bekanntlich nicht nur Licht, sondern sendet auch Wärmestrahlen aus, im Sommer oft mehr, als uns lieb ist. Das Glas, soweit es farblos ist, läßt nun die Lichtstrahlen, wie wir tagtäglich beobachten, ziemlich restlos durch; auch die Wärmestrahlen, aber nicht alle, nämlich nur die wärmeren, während solche von geringerer Temperatur nicht durchgelassen, sondern zurückgeworfen werden.

Im Inneren des Glasraumes treffen die Sonnenstrahlen die Wände, den Boden und die Gegenstände im Raume, die dadurch zur selbständigen Wärmequelle gemacht werden und wieder Wärmestrahlen abgeben, aber von bedeutend niedrigerer Temperatur, so daß sie nicht mehr durch Glasdach und Glaswände hinausgelassen werden, also im Raume verbleiben müssen und so zur überstarken Erwärmung der Luft führen. Die Wärme kommt zwar fortwährend herein, aber nicht mehr hinaus. Aus diesen Gründen wird auch durch Vorhänge im Inneren zwar das helle Sonnenlicht abgehalten, aber die Wärme im Glasraume wird durch die gleichen Vorhänge erhöht, weil deren Eigenwärme nicht wieder hinaus kann.

Will man also die starke Erwärmung von solchen Glasräumen — und das gleiche gilt natürlich auch für gewöhnliche Zimmer — vermeiden, so muß man außen Läden oder Sonnensegel anbringen, welche die heißen Sonnenstrahlen vom Glase abhalten, so daß dieses nur noch mittelbare Sonnenwärme, die weniger oder gar nicht durchgelassen wird, erhält. Vorhänge und dergleichen im Innern dagegen sind zweckwidrig. Andere technische Hilfsmittel zur Abkühlung von Glashäusern, wie zum Beispiel fortwährendes Berieseln der Glasdächer und Wände, sind im Verhältnis zu ihrem Nutzen im allgemeinen zu kostspielig.

Durch die gleiche Eigenschaft des Glases, nur Wärmestrahlen von höherer Temperatur hindurchzulassen, entstehen aber auch im Winter die Übelstände bei der Heizung. Zunächst werden schon an sich die dünnen Glasscheiben leicht abgekühlt durch die von außen wirkende Kälte; sie dringt auch durch die oft bei Glasdächern und Glaswänden vorhandenen zahlreichen undichten Fugen leicht ins Innere ein. Aber darüber hinaus hindert meist eine unvorteilhafte Heizquelle die Erwärmung. Man benützt nämlich vielfach kleine oder größere Eisenöfen. Diese aber senden sehr heiße Wärmestrahlen aus, die das Glas leicht nach außen durch- und so für die Erwärmung des Raumes teilweise verloren gehen läßt, soweit sie die Glasscheiben treffen. Es kommen also in der Hauptsache nur die vom Boden, den Steinwänden und so weiter zurückgeworfenen, minder warmen Strahlen für die Erwärmung in Betracht, und das ist meist ungenügend.

Anders aber bei den sogenannten Mantelöfen aller Art! Diese sind so eingerichtet, daß die unmittelbaren, heißen Strahlen innerhalb des Ofens zur Erwärmung des meist aus Kacheln bestehenden Mantels von größerer Ausdehnung benützt und so zu mäßiger warmen Strahlen umgewandelt werden. Diese bleiben im Raume, so daß alle derartigen Öfen, trotzdem es in ihrer unmittelbaren Nähe bei weitem nicht so warm ist als bei den nicht selten glühenden Eisenöfen, gerade bei Glasräumen, aber natürlich auch sonst, weit vorteilhafter für die Erwärmung

und demgemäß auch sparsamer im Gebrauch sind. Bei Eisenöfen hilft man sich auch zuweilen mit langen, oft in vielen Windungen angebrachten Ofenröhren; ein notdürftiger Behelf, der zudem wenig schön aussieht. Die Wirkung der Warmwasser- oder Heißluftheizungen steht in der Mitte. — Die Beachtung dieser Hinweise wird in vielfacher Richtung dienen können. M. F.





Bismarck und Napoleon III.

Eine unbekannte Spottfigur aus dem Jahre 1870. — Spott- und Zerrbilder, „Karikaturen", sind so alt wie die menschliche Gesellschaftsbildung. Durch die Jahrhunderte begleitete die Karikatur vor allem die politischen Geschehnisse und heftete sich mit ihren vergröbernden, übertreibenden Dar-

stellungsmitteln mit Vorliebe in zeichnerischen Formen an Gestalten oder in sinnbildlicher Weise an Volksgemeinschaften und Gruppen, die im öffentlichen Leben standen und um Geltung rangen. Je machtvoller, überraschender und ungewohnter eine Erscheinung auf die Menschen wirkte, um so heftiger und beißender wurden die Formen der Verspottung in ihren Ausdrucksmitteln. In Deutschland sind die am stärksten von den Karikaturisten durch ihr ganzes Leben mit Spottzeichnungen begleiteten Männer Luther und Bismarck gewesen; über beide konnten Bände gesammelt werden, und diese brachten nur eine geringe Zahl, die Auslese des Treffendsten oder für die Zeit Bezeichnendsten. Seltener als zur Zeichnung, die seit Gutenbergs Erfindung durch Druckverfahren vervielfältigt wurde, griff man für Spottfiguren zur Bildnerei in Ton, Gips oder ähnlichen billigen Mitteln.

Die Gestalt Bismarcks, der Kaiser Napoleon III. bei den Ohren gepackt hält und daran in die Höhe zerrt, ist vierzehn Zentimeter hoch. Der Stoff ist Papiermasse, wie sie in den siebziger Jahren zu Spielzeug verwendet worden ist; die Gestalten sind bemalt. Wie an Marionetten sind Fädchen an den Köpfen der beiden Figuren angebracht; wird der Hauptfaden angezogen, dann hebt Bismarck den armen Gnom in die Höhe. Ich fand die kleine Spottbildnerei vor Monaten in einem Winkelgäßchen des alten Ulm zwischen anderem nichtigen Kleinkram bei einer Trödlerin. St. St.

Berühmte Vielesser. — Nach römischen Schriftstellern gab es bereits im Jahre 16 vor Christi Geburt einen Mann, der sich als „Vielfraß" für Geld sehen ließ. Folgendes wird von ihm erzählt: Um die Geladenen zu belustigen, hatte Numantius zu seinem Gastmahl außer syrischen Tänzerinnen auch den Aulus Vestus für eine hohe Summe gewonnen, von dem in ganz Italien die Rede ging, er könne einen großen, am Spieß gebratenen Hammel an einem Abend allein vertilgen. Aulus Vestus, ein freigelassener Sklave, stammte aus Spanien und hatte fast die doppelte Größe und das doppelte Gewicht eines gewöhnlichen Menschen. Sein Herr war der Kaufmann Rustio

in Palermo gewesen, der ihm nur deshalb die Freiheit geschenkt hatte, weil Vestus allein für sich mehr verzehrte als sechs andere Sklaven zusammen und dabei wegen seiner Trägheit zu keiner Arbeit tauglich war. Bevor dieser Mensch, der einem gutmütigen Riesen glich, bei dem Gastgeber erschien, schlossen die Anwesenden noch schnell Wetten ab, was alles an Speisen er hintereinander zu verzehren imstande sei.

Aulus Vestus, wie ein berühmter Held empfangen, nahm zwischen den übrigen Gästen Platz und begann, während er die Geschichte seines Lebens berichtete, das für ihn besonders bereitgehaltene Essen zu vertilgen. Er nahm zu sich: zwei Schüsseln einer süßen Speise, die für fünfzehn Männer ausgereicht hätten, drei gebratene Hühner, drei Schüsseln Fischsalat und einen gebratenen Hammel, von dem nur gerade so viel übrigblieb, daß die beiden Hunde des Numantius ihren Hunger an den fast kahlen Knochen notdürftig stillen konnten. Dazu trank er eine ungeheure Menge Wein. Jeder andere Mensch wäre davon gestorben. Trotzdem war er bis zuletzt der Nüchternste der Tafelrunde. Diejenigen von den Teilnehmern an dieser Feier, die auf die Fähigkeiten des Aulus Vestus vertraut und behauptet hatten, er würde noch mehr als nur den für ihn hergerichteten Hammel verspeisen, gewannen viel Geld an jenem Abend — Numantius wohl am meisten, denn er hatte den „Vielesser“ schon bei Rustio in Palermo gesehen.

Zur Zeit Kaiser Ottos I. lebte ein ähnlich „einnehmender“ Magenkünstler. Diesen erwähnt der kaiserliche Sekretär Galvinus Ochio in einer uns zum Teil erhaltenen Schrift, die das Leben am Hofe Ottos I. behandelt. „Zu den Herren, die der Kaiser zu seinen Vertrauten erwählt hatte, gehörte auch der burgundische Graf Tassilo v. Belramor, der von so gewaltiger Größe und von solchem Leibesumfang war, daß der Waffenschmied für eine Rüstung für den edlen Herrn v. Belramor genau das Vierfache wie von jedem anderen Menschen verlangte. Als eines Tages der Gesandte des Papstes, der Bischof Trigufer von Mailand, am Hofe des Kaisers erschien, veranstaltete dieser zu Ehren des Gastes eine Jagd auf Wildschweine, der auf freiem Felde

in schnell hergerichteten Zelten eine Schmauserei folgte. Dabei zeigte der Graf Belramor, von dessen nie zu stillendem Hunger sogar schon in Rom im Palaste des Papstes gesprochen wurde, auf Wunsch des Bischofs eine Probe seines Könnens. Von einem soeben erst erlegten Hirsch wurden die besten Stücke, an denen sich sechs kräftige Männer hätten sättigen können, von den Köchen mit Steinen mürbe geschlagen und gebraten. Der burgundische Edle verzehrte alles in kurzer Zeit, ließ dem Hirsche noch die beiden Hinterkeulen eines Ebers folgen sowie vier gebackene Fische, die jeder ein Viertel Speerschaft (dreiviertel Meter) lang waren. Dazu trank er klares Quellwasser. Er hatte nämlich ein Gelübde abgelegt, dem Weine für alle Zeiten zu entsagen. — Als Bischof Trigufer bald darauf nach Italien zurückkehrte, lud er den Herrn v. Belramor ein, sich ihm anzuschließen und sich dem Papste vorzustellen. Die Reisenden verspäteten sich auf dem Weg über die Alpenpässe und gerieten in einen der ersten Schneestürme des nahenden Winters, der sie drei Wochen lang in einer einsamen Herberge einschloß. Der Bischof und sein Gefolge mußten schließlich aus Mangel an Nahrungsmitteln die Pferde der Reisegesellschaft verzehren, von denen nur vier in dem Unwetter die Zufluchtstätte erreicht hatten. Nach den ersten zwei Wochen waren die Rosse bis auf das letzte verwendbare Stück vertilgt, und die Herren und Knechte hatten nun nichts mehr, um ihren leeren Magen zu füllen. Der Graf v. Belramor, der seinen Körper durch Unmäßigkeit im Essen verwöhnt und verweichlicht hatte, war nicht fähig, diese Zeit ohne feste Nahrung auszuhalten. Als am vierten Tag auf einer fernen Felsspitze eine Gemse sichtbar wurde, verließ er mit seinem Jagdspeer die Hütte, eilte mühsam durch den Schnee davon und verschwand plötzlich in einer Felsspalte, die so tief war, daß nicht einmal ein hineingeworfener Felsbrocken beim Aufschlagen auf dem Grunde einen Ton an die Ohren der oben Lauschenden schickte."

Aus der Zeit des dritten Kreuzzuges wieder berichtet eine französische Handschrift: „Der Ritter v. Pornavel wurde in dem Kampfe um die Küstenstadt Myrsos von den Ungläubigen

gefangengenommen. Da kurz vorher von dem Kreuzheer eine Anzahl wehrloser Feinde niedergemacht worden war, sollte auch der Ritter v. Pornavel nebst zehn anderen christlichen Gefangenen den Tod erleiden. Am Abend vor der Hinrichtung wurde den in einem Kerker festgehaltenen Christen von den Ungläubigen ein üppiges Mahl vorgesetzt, um ihnen durch diese Genüsse den Abschied vom Leben recht schwer zu machen und sie dazu zu verführen, ihren Glauben abzuschwören und zum Feinde überzugehen. Da Ritter v. Pornavel, der als großer Esser bekannt war, um die geringe Widerstandskraft seiner Leidensgefährten nach einem reichlich mit Wein gewürzten Mahl wußte, erhob er sich, als man sich kaum an der reichgedeckten Tafel niedergelassen hatte, und erklärte den anderen, er habe in der Nacht vorher eine Erscheinung des Heilands gehabt, der ihm zusagte, daß alle gerettet werden würden, wenn es einem von ihnen gelänge, sämtliche Speisen, die die Ungläubigen ihnen darboten, allein zu vertilgen. Mit Zustimmung aller machte sich Pornavel nun ans Werk und begann unter dem andächtigen Schweigen der übrigen die aufgetragenen Schüsseln zu leeren. Mit Gottes Hilfe aß er die Tafel völlig kahl, so daß der redegewandte Mann, den die Feinde in den Kerker schickten, um die Gefangenen der christlichen Religion abwendig zu machen, eine kleine, im Gebet begriffene Schar antraf, die fest darauf rechnete, daß der Heiland sie nicht im Stich lassen werde. Wirklich wurden Pornavel und seine Gefährten am nächsten Morgen nicht nur nicht hingerichtet, sondern gegen einige vornehme Türken, deren sich das Kreuzheer inzwischen bemächtigt hatte, ausgetauscht."

Der Ritter v. Pornavel ist auch der Held folgender Geschichte, die gleichfalls während des dritten Kreuzzuges spielt, und die von demselben Chronisten erwähnt wird. „Zwecks Einleitung von Friedensunterhandlungen war von den Ungläubigen der Pascha Mehemed-Jussuf in das Lager der Kreuzfahrer entsandt worden. Um dem Feinde nun recht eindringlich vor Augen zu führen, über welch kraftvolle Kämpfer die Christen verfügten, setzte man bei dem feierlichen Mahle, das der Eröffnung der Friedensverhandlungen vorausging, den Ritter v. Pornavel dem

Pascha an der Tafel gegenüber. Mit Staunen sah dieser, wie der französische Edelmann stets aufs neue seinen Teller füllen ließ und dabei wahre Unmengen von Wein vertilgte. Da Pornavel es außerdem so einzurichten wußte, daß er in unbemerkten Augenblicken auch die Teller seiner Tischnachbarn immer wieder zu leeren vermochte, mußte Mehemed-Jussuf notwendig zu der Annahme gelangen, die sämtlichen Kreuzritter besäßen auch die solcher Nahrungsaufnahme entsprechenden Riesenkräfte. Der Eindruck, den dieses Mahl bei dem Unterhändler hinterließ, war so nachhaltig, daß er leicht dazu bewogen werden konnte, auf die Bedingungen der Führer des Kreuzheeres einzugehen."

Aus dem Dreißigjährigen Kriege meldet eine Prager Chronik über einen Landsknecht: „Im Heere Wallensteins gab es im Regiment des Obersten Tarpinski einen Soldaten namens Baranyi, einen geborenen Ungarn, der wegen seines kaum zu stillenden Hungers allgemein der ‚Fresser' genannt wurde. Wallenstein hat diesen Mann später in seine persönlichen Dienste genommen und seinen Gästen häufig zur Unterhaltung den Baranyi vorgeführt, wie andere hohe Herren Gaukler und Akrobaten ihre Künste zeigen lassen. Der Ungar wurde eines Tages in einem Wirtshausstreit erstochen. Seine Leiche kam an die anatomische Abteilung der Prager Universität. Bei der Öffnung des Körpers fanden die Professoren einen Magen, der fast dreimal so groß war als der eines gewöhnlichen Menschen."

Im Rathause zu Amsterdam wird noch heute neben vielen anderen Sonderbarkeiten der präparierte Magen des holländischen Admirals van Fluyder aufbewahrt. Dieser befehligte im 17. Jahrhundert die Kriegsflotte Hollands, wurde aber weniger durch seine kriegerischen Taten als vielmehr durch seine Fähigkeit, wahre Unmengen von Speisen und Getränken zu sich nehmen zu können, berühmt. In seinem Testamente bestimmte er, daß seine Leiche der Universität Brügge zur Untersuchung der inneren Organe ausgehändigt, dann aber feierlich bestattet werden solle. So kam es, daß van Fluyders Magen uns bis auf den heutigen

Tag erhalten blieb. Der Brüsseler Arzt Dr. Lamatrie, der in einer belgischen medizinischen Zeitschrift eine längere Abhandlung über „Magenerweiterung und Eßlust" veröffentlicht und darin die hier erwähnten Vielesser aufgezählt hat, bemerkt, daß der präparierte Magen van Fluyders selbst jetzt noch trotz der völligen Verschrumpfung der Gewebe fast die doppelte Größe eines normalen besitze.

Auch unter den Fürstlichkeiten gibt es einige berühmte Vielesser. So wird von König Richard Löwenherz von England erzählt, daß er während seiner ein Jahr dauernden Gefangenschaft auf Trifels täglich so viel allein verzehrt haben soll wie die ganze übrige Besatzung der Burg zusammen. Er mußte daher auch an Kaiser Heinrich VI. für seine Freilassung außer dem Lösegeld von 90 000 Mark Silber noch die Unkosten für seine Verpflegung mit 10 000 Mark Silber bezahlen.

Friedrich von Hohenzollern, der erste Kurfürst von Brandenburg, hielt bei seinem Einzug in das Land auf der Burg des Ritters v. Beelitz die erste Rast. Der Ritter glaubte sich für den Besuch des neuen Herrn überreichlich mit Speise und Trank versehen zu haben, mußte aber sehr bald während der Mahlzeit erkennen, daß die für den Kurfürsten bestimmten Schüsseln nicht ausreichen würden. In aller Eile ließ er nun neue Speisen herrichten. Bevor diese jedoch fertig waren, erhob sich der ungeduldig gewordene Friedrich, indem er zu seiner Begleitung sagte: „Daß die Mark ein armes Land ist, habe ich wohl gewußt. Daß sie aber nicht einmal so viel hervorbringt, um ihren neuen Gebieter zu sättigen, fürchtete ich doch nicht." — Der Ritter v. Beelitz, durch diese Worte schwer beleidigt, schloß sich später den Quitzows an und bekämpfte den Kurfürsten aufs erbittertste. Er wurde, nachdem seine Burg ebenso wie die der Quitzows durch die „faule Grete" mit Steinkugeln in Trümmer geschossen worden war, wegen verschiedener Morde an harmlosen Kaufleuten mit dem Schwerte hingerichtet.

Kurfürst August der Starke von Sachsen-Polen erfreute sich ähnlicher Berühmtheit. Als ihm der polnische Reichstag eine jährliche Dotation von 52 000 Talern ausgesetzt hatte, reiste er

nach Warschau, um eine Erhöhung der Summe durchzudrücken. Man gab ihm zu Ehren ein großes Festmahl, im Verlaufe dessen er so ungeheure Mengen an Speise und Trank zu sich nahm, daß er den polnischen Edelleuten nachher in der Sitzung des Reichstags mit Recht vorhalten konnte, 52 000 Taler genügten wohl für den Bedarf eines gewöhnlichen Königs, nicht aber für ihn. Tatsächlich wurde die Dotation auf 80 000 Taler nach oben abgerundet. W. K.

Der Zigeuner als Soldat. — In dem von Friedrich Krauß herausgegebenen Büchelchen „Zigeunerhumor" finden sich auch einige Schnurren, in denen uns der braune Gesell als Soldat entgegentritt.

Da ist unter anderem das Geschichtchen vom Zigeuner, der bei einer Kanone die Wacht halten sollte. Dieses langweiligen Amtes wurde er bald überdrüssig, machte sich auf und ging in die Schenke. Die Ablösung traf das Geschütz verlassen an, und dem Kommandanten wurde Meldung erstattet. Der ließ den Pflichtvergessenen vor sich bringen und fuhr ihn an: „Du hast es gewagt, das Geschütz zu verlassen?"

„Herr," sprach darauf der Zigeuner, „ich habe es versucht, die Kanone von allen Seiten emporzuheben, aber von keiner ist mir's gelungen, so stark ich auch bin. Ebensowenig könnte irgendein anderer Mensch allein die Kanone aufladen und stehlen. Wenn aber ihrer mehrere kämen, um sie wegzutragen, was könnte ich allein gegen sie ausrichten?"

Ein anderer Zigeuner kam als Soldat ins Quartier zu einem sündhaft geizigen alten Weibe, das ihm hoch und heilig schwur, kein bißchen menschliche Nahrung mehr im Hause zu haben.

„So erlaube mir wenigstens, daß ich mir eine Eisennagel=suppe koche, damit ich nicht mit ganz leerem Magen ins Bett gehen muß," bat bescheiden der Soldat.

„Eine Eisennagelsuppe?" rief die Alte, von Neugier gepackt. „Davon hab' ich noch nie gehört!"

„Also paß gut auf, daß du's lernst!" sprach der Zigeuner, ließ sich einen recht blanken Nagel geben, tat ihn in die Pfanne, goß Wasser darüber und ließ es aufkochen. Dann bat er um

ein wenig Salz, nach einer Weile um ein Händchen voll Mehl. Als er dies mit wichtiger Miene eine Zeitlang gerührt hatte, rief er: „Nun rasch ein bißchen Schmalz, aber rasch!“

Die Alte stolperte mit ihrem Schmalztopf herbei. Und jetzt befahl der braune Koch: „Schnell zwei, drei frische Eier und ein klein wenig Paprika!“

Als Eier und Paprika in der Pfanne waren, frug die Wirtin gespannt: „Und nun?“

„Nun ist mein Nachtmahl fertig!“

„Bei Gott, das hätte ich auch gekonnt!“

„Das glaube ich wohl!“ gab der Schelm lachend zu, zog den Nagel aus dem Brei und aß.

Wieder ein anderer Zigeuner, der sich offenbar nicht so leicht in das Soldatenleben zu finden wußte, zog es vor, vom Militärdienst auszureißen. Man fing den Deserteur aber bald wieder ein, und das Urteil lautete: „Fünfzig Stockstreiche über die Hosen!“

Blitzschnell riß der Abgeurteilte sich die Beinkleider vom Leibe, warf sie strahlend den Richtern hin und rief: „Da habt ihr die Hosen! Haut nur tüchtig drauf los!“ Um dieses Einfalls willen erließ man ihm die Strafe. K. v. J.

Ein neues Verfahren zur Wiederbelebung von Scheintoten. — Der Scheintod, das heißt das anscheinende Aufhören der zum Leben erforderlichen Betätigungen — Atmung, Herztätigkeit, Empfindung und Muskeltätigkeit —, kann verschiedenartige Ursachen haben. Wenn schon der Tod eines Menschen, also das unabänderliche Aufhören sämtlicher körperlichen Lebenserscheinungen kein in einem Augenblick ablaufendes Ereignis ist, sondern ein Vorgang, der sich in einem gewissen, freilich meist verhältnismäßig kurzen Zeitraum abspielt, so kann der Übergang vom Scheintod zum Tod unter Umständen sehr lange währen. Wird der Zustand des Scheintodes rechtzeitig erkannt, so gelingt es häufig, durch äußere Beeinflussungen die erlöschenden Lebensäußerungen wieder anzufachen.

Die bisherigen Arten der Wiederbelebung, die im wesentlichen darauf hinauslaufen, dem im Gehirn gelegenen Atmungs-



1. Abbildung

zentrum im Kampf gegen seine Daseinsbedrohung beizustehen, erfüllen ihren Zweck nur teilweise und sind daher nur Notbehelfe. Diese Anwendungen, die eine rhythmische Lüftung des Brustraumes bezwecken, setzen außer Geschicklichkeit genügend menschliche Kraft voraus. Immer wird es, unter Umständen stundenlang, einer Arbeit vieler Menschen bedürfen, die nicht immer zur Verfügung stehen. Der von Professor Doktor



Abbildung 2.

L. Lewin erfundene Atmungstisch (Abbildung 1) leistet die Arbeit der Wiederbelebung gleichmäßig, unbegrenzt lange und mit verhältnismäßig nur geringem Aufwand von Menschenkraft. Der Scheintote wird auf dem leicht zusammenlegbaren Tisch gelagert und mit Gurten befestigt, die ohne Schwierigkeiten auch von wenig geübten Personen angelegt werden können (Abbildung 2). Die eigentliche Lagerfläche des Tisches läßt sich vermöge ihrer Verbindung mit dem Untergestell des Tisches in der Längsrichtung nach beiden Seiten weitgehend in Winkelstellung bringen, nach der einen Seite sogar bis zu einem Winkel von neunzig Grad zu ihrer Ausgangstellung. Diese Seite

der Lagerfläche bildet das Kopfende. Wird nun durch Auslösen eines Klemmhebels die Lagerfläche nach dem Kopfende zu bewegt, so kommt der Scheintote dadurch in eine Kopfstandstellung, wie aus den Abbildungen 3 und 4 ersichtlich, und die etwa in die Lungen gelangten Flüssigkeiten fließen aus Nase und Mund heraus. Dies geschieht, weil sie dem Gesetz der Schwere folgen, und wird außerdem auch dadurch bedingt, daß



Abbildung 3.



Abbildung 4.

die nach unten fallenden Baucheingeweide das Zwerchfell vortreiben und den Inhalt des Brustkorbes stark zusammenpressen. Auch die Zusammendrückung der knöchernen Brustwand durch das überfallende Becken kommt als helfender Umstand in Betracht. Nachdem so durch die etwa zehn bis fünfzehn Sekunden dauernde Kopfstandstellung eine passive Ausatmung veranlaßt wurde, wird der Tisch nach der entgegengesetzten Seite bewegt, so daß der Patient in aufrechte Stellung gelangt (Abbildung 5). In dieser Stellung erweitert sich der Brustkorb infolge seiner Elastizität und durch das Herabsinken von Baucheingeweiden und Zwerchfell. Beide Phasen der Bewegung kann man zehn- bis fünfzehnmal

in der Minute sich vollziehen lassen. Ein- und Ausatmung geschehen unter den gegebenen Verhältnissen in der denkbar vollkommensten Weise. Auch wenn das Herz sehr schlecht



Abbildung 5.

arbeitet, kann das in den Adern seiner eigenen Schwere folgende Blut in den einzelnen Bewegungsphasen des Scheintoten auf dem Tische in Körperteile getrieben werden, in die es als Ernährungsstoff sonst nicht gelangen würde. Dadurch

wird auch dem Herzen frisches Blut zugeführt und Arbeit abgenommen. Gifte, die in das Blut gelangt sind, können durch die schwingende Bewegung verlagert werden und Gase bei der starken Lungenventilation leichter den Körper verlassen. Der Apparat ist mühelos von einem Menschen zu bedienen. H. Herzberg.

Die Engländer in Calais. — Die bekannte französische Hafenstadt, der „Schlüssel zum Kanal", weiß von den Briten schon aus den Tagen des Mittelalters. Im Jahre 1346 wurde die Stadt von einem englischen Heere unter König Eduard III. belagert, der schon mit fünfzehn Jahren durch eine von seiner eigenen Mutter angezettelte Verschwörung auf den Thron gekommen war. Als nach einjähriger Verteidigung die Lebensmittel vollständig ausgingen und bei einem Ausfall der Anführer verwundet in Gefangenschaft geraten war, ließ man sich mit den Engländern in Kapitulationsunterhandlungen ein. König Eduard stellte als erste Bedingung, unter der er der tapferen Besatzung freien Abzug gestatten wolle, daß die Stadt sechs ihrer vornehmsten Bürger ihm „zur verdienten Strafe" ausliefere. Um weiteres unnützes und aussichtsloses Blutvergießen zu verhindern, erboten sich sofort nach Eröffnung der Bedingungen durch den englischen Unterhändler der neue Kommandant St. Pierre und vier seiner Verwandten, während der letzte Bürger aus einer Anzahl Freiwilliger durch das Los gezogen wurde. Im Lager des Siegers wurden die sechs sofort „als Sühnopfer" zum Tode verurteilt. Vergeblich legten sich einige Ritter für die mutigen Männer ins Mittel. Alle Bitten, selbst die seines Sohnes, des „schwarzen Prinzen", schlug der englische König ab. Der zufällig im Lager weilenden Königin endlich gelang es, die armen sechs Opfer britischer Herrschsucht und Gefühllosigkeit vom Tode zu retten.

Calais blieb darauf über zweihundert Jahre in englischem Besitz. Der Herzog Franz v. Guise eroberte es 1558 wieder zurück.

Heute sind es nicht bloß sechs Bürger von Calais, heute liefert sich blindlings ganz Frankreich in wahnwitzigen Revanche-

träumen dem wesensfremden Briten aus. Es wird ein bitteres Erwachen kommen. A. M.

Postmeister Wagner in Sibirien. — Das Schicksal eines friderizianischen Beamten, dessen in Königs „Geschichte der deutschen Post" ausführlich gedacht worden ist, dürfte heute wieder einigen Anteil finden. Zu Anfang des Jahres 1758 waren russische Truppen in Preußen eingefallen, ein großer Landesteil geriet in feindliche Gewalt. Behörden, Adel und Bürgerschaft wurden zum Eid gezwungen, nichts gegen die Kaiserin Elisabeth von Rußland zu unternehmen. Unter jenen Beamten, die trotz allem ihrem Landesherrn Treubeweise gaben, war der Postmeister Johann Ludwig Wagner von Pillau, den man deshalb im Februar 1759 auf Anordnung russischer Befehlshaber verhaftete und in Königsberg zum Tode verurteilte; er sollte von Pferden zerrissen, gevierteilt werden. Begnadigung zur Verbannung nach Sibirien bewahrte ihn davor.

Auf der langen, gefahr- und mühevollen Reise, die Wagner in einer Erinnerungsschrift später ausführlich beschrieb, lernte er auch „den wahren und guten Kaviar von sehr angenehmem Geschmacke" kennen, den der russische Hof anderen Höfen als Geschenk zu senden pflegte. Wagners Begleitmannschaften wußten ihn zu erlangen.

Die Behandlung, die dem preußischen Postmeister in seinem Bestimmungsort Mangasea widerfuhr, war übel genug; am meisten aber schien ihn erbittert zu haben, daß man ihm Lichte, die für seine Verwendung bestimmt waren, entzog. Der Woiwode, bei dem er sich beschwerte, ließ ihm daraufhin auch noch die Fenster mit Brettern vernageln, „da er sich ja so sehr nach künstlichem Licht sehne".

Der Juni des Jahres 1763 brachte dem Gefangenen endlich gänzliche Begnadigung. Unter Begleitung einer Truppenabteilung sollte er in allen Ehren bis an die kurländische Grenze gebracht werden. Der Postmeister, der seine Rückkehr ins Leben offenbar mit einer Hochzeit feiern wollte, hatte unterwegs „für sechs Rubel aus den Händen der Eltern" eine Braut erworben, die ihm aber, weil im „Paß nicht verzeichnet", vom Offizier

eines Wachkommandos in einem 400 Werst von Tomsk gelegenen Kolonistendorfe wieder abgenommen wurde. Was die Stimmung des Heimkehrenden aber vor allem trübte, war wachsender Geldmangel, den die Begleitkosaken auf wunderliche Art zu beheben wußten. Sie machten dem Postmeister, der wohl oder übel darauf eingehen mußte, den Vorschlag, ihn unterwegs als einen sehr vornehmen Preußen auszugeben, über den sie allerlei Märchen erzählen wollten, um die Neugier aufzustacheln und Gaffer anzulocken, die, um dies Wunderwesen ansehen zu dürfen, gewiß von überallher mit Geschenken zulaufen würden. Der Gedanke erwies sich als trefflich; die Leute brachten allerlei Brauchbares, Geld und sogar schöne Pelze, um den preußischen Edelmann, der aus der Verbannung kam, sehen zu dürfen. Wagner kehrte zunächst auf seinen alten Posten nach Pillau zurück und wurde später, nach der Besitzergreifung Westpreußens, zum Postdirektor in Graudenz ernannt. Friedrich der Große nahm dauernden Anteil an dem treuen Beamten. Alljährlich führten Truppenbesichtigungen den Monarchen nach Makrau in die Nähe von Graudenz, und bei solchen Gelegenheiten wohnte er bei Wagner, den er meist mit der Frage begrüßte: „Nun, wie geht's in Sibirien?" Wagners Erinnerungsbuch, das im Jahre 1789 erschien, führt den etwas langatmigen Titel: „Johann Ludwig Wagners, gegenwärtig Königl. Preuß. Postdirektors zu Graudenz, Schicksale während seiner unter den Russen erlittenen Staatsgefangenschaft in den Jahren 1759 bis 1763, von ihm selbst beschrieben und mit unterhaltenden Nachrichten und Beobachtungen über Sibirien und das Königreich Kasan durchwebt." K. v. J.

Krieg und Kampf im Spiegel neuer und alter Namen. — Seit dem Kriege mußten weltliche und kirchliche Behörden amtlich bisher ungebräuchliche Vornamen wiederholt in die Familien- und Taufliſten eintragen. Wie nach den großen ersten öffentlichen Erfolgen des Grafen Zeppelin begeisterte Väter ihren neugeborenen Töchtern den Namen Zeppeline gaben, so sind seit den Tagen in Masuren weibliche Wesen als Hindenburga oder Hindenburgia und Knaben vorher schon als Weddigo

und Lüttich eingeschrieben worden. Auch der Name Berta ist seit der Antwerpener Belagerung und dem raschen Fall belgischer Festungen beliebter geworden. Daran ist nichts Neues. So hatte einst der Pfarrer von Grimma seinen während der Schlacht bei Leipzig geborenen Zwillingen die wunderlichen Namen Kanonine und Bombardine gegeben. Sedan wurde 1870 ein während der entscheidenden Schlacht bei Sedan zur Welt gekommenes Marketenderkind getauft; Straßburg ein Offizierssöhnchen, das während der Belagerung der Festung sich einstellte. Blücherine, Gneisenauette, Landsturmine und Viktorine stammen als Taufnamen aus vergangenen Kriegstagen. Die Sehnsucht nach Beendigung des Krieges, den wir erleben, ließ heutige Mütter für ihre Kinder die Namen Bringfriede, Baldfriede und Friedebald erfinden und wählen.

Fast zu allen Zeiten nannte man Kinder nach den Rufnamen wertgeschätzter Personen und legte damit kleine politische oder religiöse Bekenntnisse ab. So sind seit dem Dreißigjährigen Kriege die beiden Namen des Schwedenkönigs Gustav Adolf bis zur Stunde fast unzertrennlich geworden, in Preußen die Folge Friedrich Wilhelm, wie in Österreich Maria Theresia als Namen der einst vergötterten, geliebten Kaiserin. In friedlichen Zeiten waren es seit den Tagen unserer Großeltern die Helden und Heldinnen von erfolgreichen oder umstrittenen Bühnenwerken und Dichtungen, meist aus Romanen, nach denen Kinder genannt wurden. Durch Hebbels Nibelungendramen und mehr noch durch Richard Wagners Tondichtungen erwachte Teilnahme und Gewöhnung für die schönen, halbvergessenen Namen unserer germanischen Vorzeit.

Mit Recht konnte gesagt werden, daß gerade in diesen ältesten Namen nicht wenig vom Tun und Denken unserer Ahnen sich erhielt, daß ihre Erforschung gleicherweise Stücke urgermanischer Entwicklungs- und Sittengeschichte zu erhellen vermag. „Es klingt daraus von Kampf und Waffen, von Heimat und Herd", die es zu bewachen, vor Feinden zu schirmen gilt. Aus den alten, vergessenen Namen gleißt es von Rüstungen, Waffen und Wehr, Lanze und Speer, Schild, Brünne und Helm leuchten aus ihnen wider.

Deutsche Männer und Jünglinge stehen heute gegen eine Welt sinnlosen Hasses und schamlos aufgereizter Feindschaften, gleich ihren Vätern und Großvätern halten sie stand, schützen Heimat und Herd vor Zerstörung und Vernichtung mit eisernem Willen und starken Händen. Wie unsere Großväter, nach Napoleons rohen Gewaltstreichen, sich der dunklen Vorwelt ihrer ältesten Ahnenzeit mit liebevollem Anteil zuwendeten, so könnte sich jetzt wiederholen, daß sich manche unserer so edlen als schöngebildeten und bedeutungsvollen Namen aus großer Vorzeit wieder erneuern, um durch Gewöhnung späteren Geschlechtern wieder Besitz zu werden.

Die meisten unserer ältesten Namen sind zweiteilig. Aus einzelnen Silben und durch ihre Zusammenfügung vermag man den einst zugrunde liegenden Sinn, die Bedeutung und Verschmelzung zu erschließen, wenn auch nicht widerspruchslos für alle Fälle. Die Silbe Ag, Eg, Eck entspricht unserem „Ecke" und hat als Silbe in alten Namen die Bedeutung Schwert; Egino gleich Schwert. Eine ganze Reihe von Namen gliedern sich an die Silben Agil, Agin, Eg, Egin, Egil, Eggo, Ekke, Eki. So will Eckart sagen: Schwertstark, gleich den anderen Formen: Eckhardt, Eghard, Ekkehart. So heißt Agibrecht, Ekbrecht — mit den Nebenformen Eginbert, Egbert, Ekbert — der Schwertglänzende. Agilhar bedeutet Schwertherr, Agilhand der Schwerttüchtige, Agilhart, Egilhard der Schwertfeste, Agimar der Schwertberühmte, Aginwalt der Schwertwalter und Agobard Schwertbeil. Für die damit verwandten Formen Egilmar, Agilmar, Eilmar gilt die Erklärung: Schwertberühmt, Egward hat den Sinn von Schwertwart, Egwin den von Schwertfreund, indes Egilrad der durchs Schwert Rat Schaffende ist.

So wurde auch Ger, die altgermanische Waffe, der Wurfspieß, mit bedeutungsvollen Silben verbunden. Geri hieß einer der gewaltigen Wölfe des obersten der Götter, Wotans, wovon Gerulf, der Ger-Wolf, stammt. Die Bedeutung von Ger-Stark, Ger-Walter haben die Formen Gerwalt, Geralt, Gerold und Gerald. Gerbert, auch Gerbrecht will sagen: der durch den Gerkampf Berühmte, Gerbot der Ger-Gebieter, Garimund oder

Germund der Ger-Schützer; aber auch andere Bildungen galten, wie Germann, althochdeutsch Gâraman, Gerwin gleich Ger-Freund, Gerbrant, der Ger-Glänzende, Germar oder Germer, der Ger-Berühmte, Gerwas, der Ger-Scharfe, Gerwig, der Ger-Geweihte, oder Gernot, der mit dem Ger in Kriegsnot bringt, Gerland, der Land erkämpft mit dem Ger, und Gerfrid, der Friedens-Ger. Giso heißt das Gerlein. Berengar mit der Nebenform Bernger hat den Sinn der Bär-Ger, Rüdiger, Rüdeger, mit der Nebenform Roger will gleich anderen Verbindungen Ruhmes-Ger ausdrücken, wie Folker mit den Nebenformen Volker, Volkher auf Kriegsheld oder Volks-Ger deutet und Folkhart, Volkart, Volkert auf den Kriegsvolk-Starken, Folkmar, Volkmar, Vollmar den Kriegsvolk-Berühmten. Folkram, Volkram ist der Heer-Rabe, Folkwart der Hüter des Volkes, Folkrad, Vollrat dessen Rat und Folkwin der Freund des Volkes. Von Bardo, gleich Streitaxt, wurden Benennungen wie Bardulf, Bardolf, der wolfstarke Axtkämpfer, hergeleitet. Wolfbert ist der Glanz-Wolf, Wolfgang der nach dem Wolfe geht, Wolfhart der Wolf-Starke. Wolfmar der berühmte Wolf, Wulfila das Wölflein. Auch der mächtige Bär fand sich in manchen Namenbildungen, so in: Bermund, Bernfrid — Bernhelm, der wie ein Bär schützt — Berold, Bernold, Berald, Bernulf, Bertulf, Berulf, der Bär-Wolf, Bernwart und in Bernhart, Bernard, dem Bärenstarken.

Die Stammsilbe Ger in alten Frauennamen häufig überliefert zu finden, überrascht nicht bei dem kühnen Wesen der nicht selten gleich den Männern kämpfenden Frauen. Manche jener Namen sind uns noch lieb und erbten sich in Geschlechterfolgen durch lange Jahrhunderte, so Gertrut, Gerdrud, Gertraut, gleich Speerzauberin und Gerlint als Gerlinde. Alte deutsche Frauennamen mit der Silbe Ger sind: Gerberga, Gariperga, Hildigera, Geralda, Gerberta, Gerbalde, Gerbranda, Gerburg, Gerharda, Gerhilt, althochdeutsch Kêrhilt, Germunda, Gerwine, Gerswint, Gerwisa und Gerfrida, die mit dem Ger Friede Schaffende. Koseformen der Namen mit Gert sind Gerta und Gerda.

Auf den Schutz von Scholle und Gaumarken weisen viele Namen mit den bekannten Verbindungen hin. Odalfrid ist der Erbschützer, Odalgis, der es mit dem Speer zu schirmen weiß, Odalmar, mit der Nebenform Oldemar, der Stammgut-Berühmte, Odalrich oder Odorich der Erbgut-Fürst, Odelger der Stammgut-Speer, Odalbert der Stammgut-Glänzende. Hier besonders sind die überlieferten Formen reich. Odal — Erbe, Stammgut — tritt gleichfalls in den Formen Udal, Ol, Ul auf und in Erweiterung zu Od, Ot, Ed gleich Stammgut. Edfrid, Edgar, Edmar, Edmund, Ednand, Edrad, Edrich, Edulf, Edwald, Edwin, Otfrid, Othart, Otker, Otnid, Otto, Ottomar, Otmar, Odmar, Otulf, Odulf, Edolf, Olwalt, Odwalt, Otwart, Odwart, Edwart, Udalrich — Ullrich, Ulbert, Ulgis sind Namen, deren Zusammenfügung in verschiedenem Sinne auf Schutz und Verteidigung des Besitzes und der Gemarken weisen, wie Marfrid und Markwart als Grenzschützer und -hüter.

Nicht wenige Frauennamen von verwandten Bildungen ließen sich anführen, so: Odalberta, Otberta, Edberta, Odalfrida, Odalgart, Otburga, Edburg, Otfrida, Edfrida, Otgart, Edgart, Otgiba, Edgiba, Otharta, Edharta, Othild, Edhilt, Otilia, Otmara, Edmara, Otmunde, Edmunde, Otswind, Edswint, Otwine, Edwine und Edith, mit den davon abgeleiteten Koseformen: Oda, Uda, Uta, Ute und — Otilie.

Andere Namen zeugen für Wertschätzung männlicher Tugenden, für Tüchtigkeit, Rat und Tat in Kampf und Sieg, sie künden aber auch von Friedebringern und -bewahrern, so Gundomar gleich kampfberühmt, Guntbald, der Kampfkühne, Ildefons gleich kampffertig, Ingebald, der Göttlich-Kühne. Helmont bedeutet Schützer in Kriegsnot, Helmut, mit den Nebenformen Hilmut oder Halmut, der Kampfgemute; Herart besagt Heerwart, Herbert, Heribert und Herbert die Heerglänzenden. Der Heeresheld ist Herdegen, das Heerschwert Heribrand, Ortwin der Schwertfreund, Sachsbert der Schwertglänzende, Randold der Schildwalter. Siegebald mit den Formen Sigbold, Sebold, Seibold bedeutet den Siegkühnen. Sigebert, Sigmar, Segimer sind die Sieggläuzenden; Siege-

brand das Siegesschwert; Sigfrid — nordisch Sigurd — ist zu deuten als der durch Sieg Friedebringende; Irmenfrid als der große Bringer des Friedens und Sigwalt als Walter, Bewahrer errungenen Sieges. Auch diesen Namensformen könnten viele weibliche mit verwandten und eigenartigen Bildungen und Bedeutungen gesellt werden.

Nicht wenige dieser Zeugen alter und ältester Zeiten muten uns heute fremd und einige nicht mehr als Rufname an, ja außerhalb dieser Zeilen würde gar mancher weit eher als Familienname angesehen werden. Aus Vornamen, nicht selten sogar aus den verkürzten Koseformen entstand erst der größte Teil unserer Familiennamen. Aus dem alten Rufnamen Berngar wurde neuhochdeutsch Berger, wie Rüdiger, Rüdeger gleich Ruhmes-Ger sich in Rüger, Ricker, Rieger zum Hauptnamen wandelte; Hugilo — Hugin hieß einer der Raben Wotans — wurde zu Hügel, Hyck, Hugler und Heuglin, Kuno oder Kunito als Koseformen der Namen mit Kuni, wie in Kunifrid, Kuniger, Kunolf, Kuniwolf, die auf Vermischung mit „Kühn" weisen, wurde zu Kühnel, Kunzio zu Künzel oder Kunze.

Spät erst — allgemeiner seit dem 14. Jahrhundert — wurden bei uns Vor- und Familiennamen unterschieden, und immer häufiger wurden seitdem Rufnamen und Ableitungen davon zu solchen von Familien. Manche Namen, die aus späteren Jahrhunderten stammen und bis zur Stunde nicht ausstarben, erinnern in anderer Weise an Kampf und Streit, an kriegerische Eigenschaften und spiegeln das Treiben im Gefecht, Lagerleben und Schenken wider, wenn auch nicht in allen Fällen gelten darf, sie als „Kriegsnamen" ohne weiteres zu bezeichnen. Alte und noch gebräuchliche Namen dieser Art sind: Standardinger, Eckenbrecher, Hawinboden — Hauinboden — Fürdenschild, Zwierhand — Zweihand — Greifdrauf, Schüttenhelm, Raumsattel, Schlaginhaufen oder Schlagintweit, Zerremantel, Lichenwürfel, Schildknecht, Schildkraut, Hackenmann, Büchsenspanner, Schwertmann, Breitschwert, Armbruster, Armleder, Bogner, Eisenbart und Eisenhut, Grimmeisen, Grimbart, Rumohr, der

ältere Name Eisenfresser, als Landsknechtspottname, und Waibel, Obrist und Spielmann.

Wie die Römer darauf achteten, daß der Name eines neu aufgenommenen Soldaten und mehr noch jener ihrer Führer von guter Bedeutung war, so hielt man auch noch im Mittelalter dafür, daß ein Name im guten und übeln Sinne Hoffnungs- oder Verhängnisvolles erwarten ließ. Der alte, 1553 gestorbene Satiriker Rabelais läßt seinen Helden Pantagruel eine Abhandlung über Personennamen halten; es handelt sich um einen komischen Krieg gegen „Würste", in dem er von den zwei Hauptleuten „Darmsplint" und „Wurstmesser" um ihrer Namen willen Glück und Sieg erhofft und als gewiß vorausverkündet.

Wenn es auch niemals der Name sein kann, der Weise oder Helden macht, ein Rest von schwebenden Beziehungen zwischen dem eigenen Ich und den Tauf- und Familiennamen gilt für uns alle, und nicht leicht empfindet man andere Spöttereien so peinlich als Versuche, Ruf- und Eigennamen ins Komische oder Lächerliche zu ziehen. Zur Stunde hat mancher peinlich empfunden, Harry oder Henri getauft worden zu sein, und dafür gesorgt, den alten deutschen Namen Heinrich wieder zu führen. Möchte es die Gunst der Stunde geben, daß wir uns der altehrwürdigen, edelgebildeten deutschen Namen wieder erinnern*). H. Burggraf.

Treffende Erwiderung. — Kurze Zeit nach seinem Thronverlust spielte der König der Serben, Milan, in einer Gesellschaft Bakkarat, wobei er ständig verlor. Hinter ihm stand ein Baron, der dem Spiele zusah. Plötzlich drehte sich Milan um und sagte in höchst unfreundlichem Ton: „Es ist ja gar kein Wunder, daß ich fortgesetzt Pech habe. Seit Sie hinter mir stehen, verliere ich." Der also Gemaßregelte erwiderte gelassen: „Sie belieben zu übertreiben, als Sie Ihren Thron bestiegen, stand ich nicht dahinter." A. Sch.

*) Sollten Wünsche aus unseren Leserkreisen an uns gelangen, würden wir ihnen gerne mit der Veröffentlichung einer Reihe schöner, bedeutungsvoller Namen entgegenkommen.

Pioupiou. — Der bekannte Kosename „Pioupiou" für den französischen und belgischen Soldaten ist beiden Ländern seit langem gemeinsam. Wie das Schimpfwort „Boche" ist auch diese Koseform nicht ohne weiteres übersetzbar. Der mittelbare Anlaß zur Entstehung dieser wunderlichen Bezeichnung der Soldaten stammt von Molière. In seinem „Don Juan" schuf er die komische Rolle des Pierrot-„Peterchen", eine Gestalt, die ursprünglich aus der italienischen Komödie stammt und als Pedrolino, Piero, die Freude und das Entzücken der Theatergäste durch ein paar Jahrhunderte gewesen war. Weiß gekleidet vom Hut bis zu den Schuhen, das weitbauschige Gewand mit ungeheuren Knöpfen besetzt, schlotterte und tölpelte die Gestalt über die Bretter und reizte durch Albernheit oder drollige Späße die kindlichen Italiener zum Lachen. Der Pierrot gleicht der Figur unseres Hansnarren und Hanswurst, dem dummpfiffigen, halb flegelhaften armen Teufel, der gefoppt, genasführt und geprellt wird; wie er sich auch zu stellen sucht, er wird immer wieder verprügelt. Ein Vorläufer dieser komischen Gestalt der alten italienischen Stegreifkomödie war die Maske des bergamaskischen Bedienten „Zanni"-Giovanni, des dummen Johann, Hans-Jochen. Seinem Stamm entsprossen in Italien zwei andere Dienermasken, der dummblöde Arlechino und der dreistfreche, verschlagene, mit allen Wassern gewaschene Brighella. In Frankreich trat in älterer Zeit der Pierrot im weißen Bauernkittel auf die Bühne; diesem Kleidungsstück gaben die Italiener eine eigenartige Form, einen Zuschnitt, der an die damalige weiße Uniform der französischen Garde erinnerte. Man gewöhnte sich, die Gardisten Pierrots zu schimpfen; im Volksgebrauch nannte man den Spatz allgemein Pierrot und begrüßte und bespöttelte nun jeden weißgekleideten Soldaten mit dem Spatzenruf: „Pschu, pschu!" Damit war der Spitzname „Pioupiou" für die Fußtruppen gegeben. Armer Pierrot-Pioupiou, armer Spatz! H. Holm.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel »Erste Hilfe« ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.

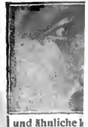
Pas... ...Heilanstalt



Vor der B...

Verwundu...
F...

Ohne Opera...
Medico-mec...
Massage. E...
Kriegsteilnehm...



und ähnliche ...
Nasenformer ...
trifft an Vollk...
schienen. B...
schwammpo...
anatomische...
beeinflußten...
geformt sin...
Verstellbark...
eignet (Kno...
Bisher 1000...
und ärztlich...

Über 400...



quickend, de...
schädlich. Ja...
lich begut...

Rudolf H...
Berlin



